Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

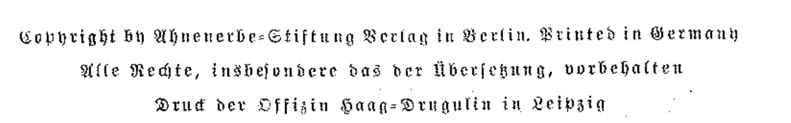
Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Berlin

Präsident: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Kurator: Univ.-Prof. Dr. Walther Wüst, München

Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16



Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig




Inhaltsverzeichnis

(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

Seite

Die Fundgrube

Aus der Landschaft

Erwecker der Vorzeit

Das Ahnenerbe

Hieb und Stich

Die Bücherwaage

Zeitschriftenschau

(bearbeitet von Otto Huth)

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 Januar Heft 1

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Mehr sein als scheinen!

Wenn in der germanischen und deutschen Geschichte seit zwei Jahrtausenden die volkhaften Kräfte in großen *Persönlichkeiten* erscheinen, so kann man unter diesen wieder *zwei* Grundgestalten unterscheiden, die freilich zuweilen ineinander übergehen. Die eine ist der große, auf ererbter oder erworbener Macht stehende Führer oder König; der andere ist der treue Gefolgsmann, der mehr im stillen wirkt, auf dessen Schultern eine Verantwortung ruht, die selten nach außen sichtbar wird, weil sie nicht auf äußere Wirkung gerichtet ist. Die Gestalt dieses Getreuen hat etwa in dem *getreuen Eckart* seine mythische Verkörperung gefunden. Die beiden Grundgestalten entsprechen zwei Wirklichkeiten: das Entflammen der im Volke als Menge wohnenden Triebe und Gefühle erfordert andere Wirkungsmittel als der tägliche Dienst an der Seele des Volkes, den *dieser* für seine Aufgabe hält. Das höchste Herrscheramt bedarf vielleicht einer gewissen Losgelöstheit von Bindungen, die an sich ewig und unverbrüchlich sind, die sich aber irgendwie mit den Forderungen des Tages auseinandersetzen müssen. Das Amt des getreuen Eckart aber ist es, immer wieder diese ewigen Gesetze mahnend und ratend zu Worte kommen zu lassen, ja sie selbst zu verkörpern.

So kommt es, daß das Urbild des Volkes, die Volkheit, sich oft weniger in der genialen, einmaligen Herrschergestalt offenbarte, so vorbildlich sie für alle Zeiten sein mag; als vielmehr in jenem an zweiter oder dritter Stelle stehenden oder rangmäßig überhaupt nicht einzureihenden getreuen Eckart, der das *Gewissen* des Volkes ist, das allezeit jenem Manne auf der höchsten Höhe ratend und raunend hörbar sein muß — will er über den lauten Fanfaren des Tages nicht die ewige Stimme des Volkstums überhören. Denn diese ist doch immer, unbeschadet aller Forderungen des Tages, letztes Ziel und tiefster Inhalt aller germanischen und deutschen Politik gewesen.

Wie alle Grundzüge germanischen Wesens, so finden wir auch diese Zweiheit in der deutschen Heldendichtung mit menschlich naher Lebendigkeit wieder. Aus diesem engen Verhältnis des Gefolgsmannes zum Führer ist ja die Heldendichtung selbst erwachsen,

und darum spricht sie uns heute wieder so unmittelbar an, darum sind ihre Gestalten uns wieder lebendig geworden. Schon in der Schilderung des Tacitus in seiner Germania treten uns die Leute des „Ambacht" lebensvoll entgegen, wie sie uns in unmittelbarer germanischer Überlieferung späterer Zeit wieder begegnen. Da ist der in Kriegen ergraute „Veteranus"; oft ist er der Vorkämpfer und Bannerträger; fast immer der Erste im Rate, der bewährte Diener, der doch um keinerlei äußere Ehre dient: weil er ohne jenen *äußeren* Ehrgeiz ist, der immer nur Scheinleistungen, nicht aber Wirkungen auf die Dauer und in die Tiefe erzielt. Der germanische Recke von dieser Art hat solchen falschen Ehrgeiz überwunden, denn er weiß, daß der Schein immer das Sein beeinträchtigt; er fühlt, daß die wahren Werte der Volkheit im stillen wachsen, und daß das Dauerhafte und Ewige sich niemals mit lautem Getöse ankündigt. Er kennt die Wahrheit, die Ernst Moritz Arndt, einer der volkhaftesten Deutschen, in den kurzen Satz prägte: „In dem Stillesten ist das Festeste und in dem Demütigsten das Klarste."

Diese „Demut" hat wahrhaftig nichts mit orientalischer Selbsterniedrigung zu tun; sie ist die männlichste Tugend, nämlich das feste und selbstverständliche Bewußtsein des inneren Wertes, das sich selbst von innen *wertet* und nicht von außen bespiegelt. Freilich setzt diese Haltung eine Reife voraus, die nichts mit resigniertem Verzicht zu tun hat und noch weniger mit jener berüchtigten „Bescheidenheit", die man so gern von geistig bedeutenden Männern erwartet. Sie ist nur möglich durch das völlige Einswerden mit der Sache, die ja in ihren letzten Ursprüngen bei dem echten Fechter und Forscher mit der *Volkheit* gleich ist. Wo aber Volkheit und Persönlichkeit *eins* geworden sind, da ist auch der vielberufene Gegensatz zwischen Gemeinschaft und Individuum aufgehoben. Denn dieser kann ja überhaupt nicht irgendwie von außen her beseitigt werden; er muß in *jedem einzelnen* der neuen, höheren Einheit weichen.

An solchen Eckartgestalten bietet die germanische Dichtung hervorragende Beispiele und ebenso die deutsche Geschichte und Wirklichkeit. Es liegt in ihrer Natur, daß sie nicht in leichter Begeisterung auf den Schild gehoben, sondern erst als reife Männer und in Zeiten der Not erkannt und gerufen werden. Sie sind immer in der Dichtung und in der Wirklichkeit der lebendige Gegensatz zu den ehrgeizigen und vielgeschäftigen Schranzen, die sich um Machtmittelpunkte drängen; den „hovebellen", die einem Walther von der Vogelweide das Leben schwer machten und ihn doch nicht von dem wahren Dienste an König und Volk abbringen konnten. Denn es liegt im Wesen der Dinge, daß *diese* den leichten Erfolg des Tages einheimsen; daß *jener* aber erst in den Zeiten der Not hervortritt, wenn an das Feste und Klare appelliert wird und das, was Dauer hat, zum ersten Male sichtbar wird. Dann wächst mit einem Schlage das Bild des getreuen Gefolgsmannes zu seiner wahren Größe empor; ungewollt oft selbst den in den Schatten stellend, dem er die Treue gehalten und den er durch alle Wechselfälle begleitet und geleitet hat.

Es ist kein Zufall, daß die germanischen Völker in ihrer volkhaften Dichtung für diese Gestalt des getreuen Helden von jeher eine besonders gute Witterung gehabt haben und daß sich hier Geschichte und Dichtung oft sehr eng berühren. Denn mehr als einmal sind geschichtliche Helden dieser Art auch zu Sagenhelden geworden. Das gilt vielleicht schon von dem geschichtlichen Urbild jenes getreuen Eckart, wenn wir in ihm einen Markwächter der östlichen Grenzen wiedererkennen dürfen. Ein anderes Beispiel führt uns bis in die ältesten Ursprünge unserer Heldensage zurück. Es ist der Ostgote Gesimund, dem nach dem Tode Wandalars die Königsherrschaft angetragen wurde, als Wandalars Söhne noch im Kindesalter standen. Er wies die äußere Würde zurück und erhielt den Amalersöhnen Walamir, Theodemir und Widimir das Königtum. Theoderichs Enkel Athalarich schrieb darüber in einem (von Cassiodor stilisierten) Briefe: „Daher feiert ihn bis heute der Mund der Unseren. Immer lebt in den Erzählungen fort, wer einmal das Vergängliche verachtet hat. So wird durch aller Zeugnis sein Ruhm verkündet, so lange der Name der Goten lebt." Tatsächlich hat der Ruhm dieses Gesimund das Volk der Goten überdauert, denn er lebt in der Gestalt eines anderen ostgotischen Helden weiter: in dem alten Hildebrand, dem Urbilde des ergrauten Getreuen, der seinen Herrn in die Verbannung begleitet und zuletzt, nach hundert Mißerfolgen und Enttäuschungen, ihn und sein Heer wieder in die Heimat führt.

Noch urtümlicher und gewaltiger ist die Gestalt des „grimmen" *Hagen*, der nur ein Gefolgsmann der drei burgundischen Königsbrüder ist, der aber als Rater und als Mahner — und als Schweiger — der *wahre* Mittelpunkt des Königshofes ist, da er selbst am wenigsten Höfling ist. Den wahren Rang läßt auch hier erst die schwere Schicksalszeit erscheinen, in welcher der Gefolgsmann, ohne sie je verdrängen zu wollen, seine Könige überragt und allen als der wahre Führer der Nibelunge gilt. Es ist einer der meisterhaften Züge der alten Dichtung, daß dies Paar von König und Gefolgsmann im Endkampfe durch jenes andere Paar, die Goten Dietrich und Hildebrand, überwunden wird; und auch diese sind die letzten Überlebenden ihrer ganzen Gefolgschaft. Der große Schweiger Hagen, der da langbeinig und breitbrüstig, ein Trost der Seinen und ein Schrecken der Feinde, über die Stätte des Schicksals schreitet, ist ein Wechselbild und doch ein enger Verwandter jenes getreuen Eckart, ohne den kaum einer unserer großen Herrscher und Könige zu denken ist. Gerade sie sind zu Lieblingen der Volksdichtung geworden, weil das deutsche Volk sich in ihnen wiedererkannte. An der Schwelle unserer Reichsgeschichte steht jener große Otto, den man den Erlauchten nannte, weil er den Glanz der Krone nicht begehrte, sondern lieber der erste Berater des Reiches bleiben wollte. Unter seinem Enkel war es der getreue Hermann Billung, den das Volk um seiner schlichten Treue willen zu einem der Seinen, zu einem freien Bauernsohne machte; und es ehrte seinen König mit, wenn es erzählte, Otto habe ihn *deshalb* in sein Gefolge aufgenommen, weil Hermann frei und mannhaft sein Recht *gegen* ihn verfochten habe.

So ging auch *Gero*, der eiserne Ostmarkenkämpfer, in das Heldenlied über, weil er mit seinem geraden und tapferen Herzen einer Sache diente, die eine Sache des ganzen Volkes war. Welch ein Gegensatz zu den listigen und intriganten Höflingen, die um dieselbe Zeit am byzantinischen Hofe herrschten, mit dem damals Deutschland zum ersten Male in Berührung trat und mit dessen Namen man bis heute das unbedingte Gegenbild des freien und eigenständigen *germanischen* Ratgebers kennzeichnet! In der Gestalt des letzteren finden wir das Urbild jenes „eisernen Kanzlers", den das Volk in der Gestalt eines Bismarck wiederfand, und wohl ebensosehr in der eines Moltke, der seinen Soldaten die echt germanische Losung gab: Mehr sein als scheinen! Hier liegen die uralten Wurzeln ihrer Volkstümlichkeit; auch dann, wenn das Volk sie hier und da mit seinen eigenen Wunschvorstellungen geschmückt haben sollte. Nirgendwo wird dieser Gegensatz sichtbarer als in den Beratern, die unsere großen Kaiser in ihrer deutschen und ihrer italischen Kanzlei hatten. Noch der letzte große Staufenkaiser, Friedrich II., konnte in Deutschland nur mit einem aufrechten Krieger regieren, wie es der Deutschordensmeister Hermann von Salza war; in Italien war er auf gewiegte Juristen und listige Höflinge angewiesen, die von noch listigeren heimlich überwacht werden mußten.

Und wieder ist es kein Zufall, daß mit dem Ende der Staufenzeit, mit dem der germanische Königsmythos erlischt, auch diese Gestalt des *Kanzlers* eine ganz andere wird: er stammt nicht mehr aus der kriegerischen Gefolgschaft wie vordem, sondern aus der Zunft der Schreiber und Juristen, und damit ist er auch dem Volke fern und fremd geworden. So gleicht er dem Kanzler in Goethes Faust, und das Endergebnis ist ein Metternich mit den ihm verwandten Typen. Aber ausgestorben ist auch sein germanisches Gegenbild nicht, und große Notzeiten haben ihn immer wieder an seines Königs Seite gerufen, oft genug zusammen mit einem kriegerischen Gefährten. Sie sind zuweilen

tragisch geendet, wie Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen; sie haben auch Großes geschaffen, wie Stein und Scharnhorst, und Dank ist selten der Hauptbestandteil ihrer Ernte gewesen.

Das deutsche Volk aber hat sich stets in der Gestalt des treuen Eckart selbst wiedergefunden, und der Beiname des „Schweigers" ist nicht nur bei jenem großen Wilhelmus van Nassouwe zum Ehrennamen geworden. Es ist das eigentliche Lebenselement der Deutschheit, die „Echtheit", die nach Lagarde der höchste Ehrenname der Deutschen überhaupt ist, und die Robert Burns in dem Worte meinte: „Der Rang ist das Gepräge nur, der Mann das Gold — trotz alledem!" Das gilt sowohl für das große Reich, wie auch für jede engere Gemeinschaft, die sich hohe Ziele gesetzt hat. Das gilt aber auch von allen Erscheinungen des völkischen Lebens, in denen immer das Stilleste zugleich auch das Mächtigste ist. Die ewige Volkheit spricht nicht im Gepränge und in der Schaustellung, sondern in der Dauerhaftigkeit des beständigen Wirkens: „Laß fahren hin das allzu Flüchtige, du suchst bei ihm vergebens Rat!" (Goethe). Großartig und bewundernswert sind die steinernen Zeugen einer großen Vergangenheit. Aber sie stehen im Leeren, wenn sie nicht Zeugen der ewig schöpferischen Volkheit sind; wenn nicht immer ein lebendiger Saftstrom zwischen dem Hause des Heide- und Bergbauern und dem vollendetesten Bauwerk der sogenannten Machtkunst kreist.

Die Dauerhaftigkeit aller großen Kunst liegt nicht in dem Pathos ihrer Gebärde, nicht in der Festigkeit ihres Baustoffes; sie liegt nur in ihrer lebendigen Beziehung zu dem, was immer das völkische Lebensgesetz war, ist und sein wird. An dieser völkischen Lebendigkeit und Dauerhaftigkeit werden spätere Jahrhunderte die Deutschheit eines Zeitalters messen: was nicht in diesem Sinne volkhaft ist, das ist auch nie ein Zeugnis des Ewigen, das für uns nur in unserer Volkheit liegt. So hatte ein Forscher recht, wenn er meinte, der germanische Fachwerkbau sei dauerhafter als irgendein südlicher Steinbau. Steinerne Tempel und Paläste zerfallen, und keiner baut steinerne Ruinen wieder auf. Das scheinbar vergängliche Holz aber ist ein Zeugnis des Unvergänglichen, denn es wächst und wächst immerfort nach; so wie ein Volk sich immer aus sich selbst erneuert, weil es sich ebensowenig wie eine Eiche in eine einmalige und endgültige Form pressen läßt. In den lebendigen Bauten deutscher Art, vom Heidehofe bis zum Gildenhause in Hildesheim, wirkt das bauernentstammte Gesetz germanischer Volkheit; und es gibt bessere Kunde vom Geiste dreitausendjähriger Ahnen als irgendein ausgegrabenes Forum. Aus diesen Wurzeln werden weitere tausend Jahre deutschen Geschehens wachsen, „nicht in kalten Marmorsteinen, nicht in Tempeln dumpf und tot".

Diesem Gesetze wollen auch wir folgen, wenn wir in dieser Zeitschrift zum elften Male des Jahres Ring zu schmieden beginnen. Wir wollen nichts, als das Lebendige sichtbar machen, das seit Jahrtausenden in uns lebt. Es ist in keinem Einmaligen zu fassen, es ist nur in der lebendigen Entwicklung selbst zu erkennen; denn vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag. So heiße auch unser Leitwort „Mehr sein als scheinen": hinter dem vergänglichen Scheine das sichtbar werden lassen, was die dauerhafteste Macht in Germanien ist und sein wird: die ewige Volkheit.

Plaßmann.

Den Mann nenne ich groß, der alles was er erdacht und gelesen und erfahren hat, bei jeder Sache, die er unternimmt, also auch bei jedem Buch das er schreibt, vereint zum besten Zweck anzuwenden weiß, alles so anschaulich darzustellen, daß jeder sehen muß, was er selbst gesehen hat.

Georg Christoph Lichtenberg

Die germanischen Wurzeln des Sternsingens

Von Richard Wolfram

Wohl niemand kann sich dem Zauber des Erlebnisses entziehen, wenn im Dämmern der winterlichen Schneelandschaft ein heller Stern von Haus zu Haus wandert und die alten Ansingelieder ertönen: helle Knabenstimmen oder mehrstimmiger Gesang, je nachdem ob der Brauch schon zu den Kindern herabsank oder noch von Erwachsenen geübt wird. Daß die oft recht seltsam ausstaffierten Könige aus dem Morgenlande Gaben heischen, statt solche darzubringen, stammt unverkennbar aus den vielen heimischen Umzügen der Mittwinterzeit. Den Gehalt des Brauches aber faßt man allgemein als christlich auf[1]. Ist er das wirklich?

Den Kern bildet der leuchtende Stern. Seine Träger können recht mannigfacher Art sein. Recht häufig ist nicht bloß ein Mohr dabei, sondern sie erscheinen sämtlich mit geschwärzten Gesichtern: Tirol, Harz, Hessen, Lauenburg, Västergötland[2], vergleichbar den



Abb. 1. Die Sternknaben (Mittelschweden)

[1] Das Entscheidende über den vorchristlichen Gehalt der Sternsänger hat bereits Robert Stumpfl gesagt: „Das Fortleben germanischer Kultspiele im Volksbrauch", Zs. f. Deutschkunde, 51. Jg. 1937, sowie „Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas", Berl. 1936, S. 350 ff. Als Ergänzung dazu sei hier ein Teil des Materials veröffentlicht, das ich seit Jahren zu diesem Thema gesammelt habe.

[2] NMA. 31679. Die Abkürzungen bedeuten die verschiedenen schwedischen Archive: NMA.: Nordiska Museets Arkiv, Stockholm; ULMA.: Landsmålsarkivet in Uppsala; VFGH.: Västsvenska Folkminnesarkivet, Göteborg. All diesen Einrichtungen habe ich für die freundliche Benützungserlaubnis zu danken.



Abb. 2. Julbock und Sternsängeraufzug aus Dalarna (Nås, Skansbacken)

Morristänzern und so vielen anderen nichtchristlichen Umzugsgruppen. Gar in Schweden gehört zu den „Stjärngossar" meist auch die dämonische Gestalt des „Julbocks" (Abb. 2), sowie ein „Judas" oder „Joseph" in gräulicher Vermummung: Pelzrock, Maske, umgehängte Schelle und nicht selten mit einem künstlichen Buckel (NMA. 1013 Västergötland, IFGH. 3454 Västergötland, ULMA. 3929, 29:27 Närke). Manchmal erscheint Judas auch als Steckenpferdreiter (NMA. 3569, 3570 Småland). Er übt das Stehlrecht der Vermummten aus (NMA. 24656 Särmland, 29317 Uppland). In Halland führen sämtliche Sternknaben, deren Anzahl oft zehn und mehr beträgt, gewaltige Holzschwerter (NMA. 2370). Ihre Kleidung ist die der alten Kulttänzer: langes weißes Hemd, rote Schärpe, spitze Mütze (Abb. 1). Die Verwandtschaft dieser schwedischen Heischegänger etwa mit den Faschingläufern aus dem oberen Murtale (Steiermark), die vor jedem Haus ihren uralten Kreistanz laufen, ist unverkennbar. Auch ihr Tun entspricht dem der Klöckler, Tresterer usw. Denn sie wünschen genau wie die nichtchristlichen Umzugsgruppen dem Hause Segen und Fruchtbarkeit. In Tirol läßt man sie tüchtig auf den beschneiten Ackergründen herumstampfen, weil dadurch das Gedeihen der Feldfrüchte im kommenden Sommer befördert werden soll; ganz entsprechend den Perchten und so vielen Sagen, die von der Wilden Jagd erzählt werden. In Kärnten aber umwandeln die Sternsinger während ihres Liedes Haus und Scheune (!) in jener uralten Art der schützenden Umkreisung. Beim Zusammentreffen von zwei Sternsängergruppen ging es nicht selten so her, wie bei den Schwerttänzern, Perchten usw. Es kam zu wilden Kämpfen, die in Hamburg z. B. zum Verbot des Brauches führten. Im Metnitztal (Kärnten) sollen bei einem solchen Streit sechs Burschen erschlagen worden sein.

Man könnte einwenden, daß dies alles eine Entartung des christlichen Brauches in Anlehnung an die vielen unkirchlichen Mittwinteraufzüge sei. Sehen wir näher zu. Das späte Auftauchen des Sternsingens als Volksbrauch in den schriftlichen Quellen (16. Jahrhundert) gegenüber den schon aus dem 11. Jahrhundert stammenden ältesten Erwähnungen des kirchlichen „officium stellae" besagt nichts. Denn erst seit dem 16. Jahrhundert erfahren wir in den alten Rechnungen überhaupt Genaueres über die volklichen Umzugsgruppen. Vorher heißt es immer nur „joculatores". Mustern wir nun die einzelnen Belege, so fällt uns ein starkes Schwanken des Zeitpunktes auf. Von einer Festlegung auf Dreikönig kann keine Rede sein, sondern die Sternsänger erscheinen in der ganzen Mittwinterzeit: Lucia (13. Dezember, Bayern, Schweden), Neujahr, 3. Jänner, ja sogar bis Mitte Jänner (Innviertel, Schweden). Im Mittelpunkt steht der Stern. Geramb schildert Umzüge aus der Ostmark, wo einer Vorhut von Fackel- oder Laternenträgern der eigentliche „Sterntreiber" im weißen Hemdgewand hoch zu Roß folgt; herausgehoben aus den übrigen. In Småland reiten acht bis neun Burschen, deren Anführer an der Mütze einen Stern befestigt trägt (NMA. 13342). Das Nebelberger Rauhnachtspiel (Oberösterreich kennt die Heiligen Drei Könige überhaupt nicht), diese Gruppe der rein volksmäßigen „Rauhnachtler", führt bloß einen weißgekleideten Sterntreiber mit Spitzhut und einem sechszackigen Drehstern an einer Stange mit sich.

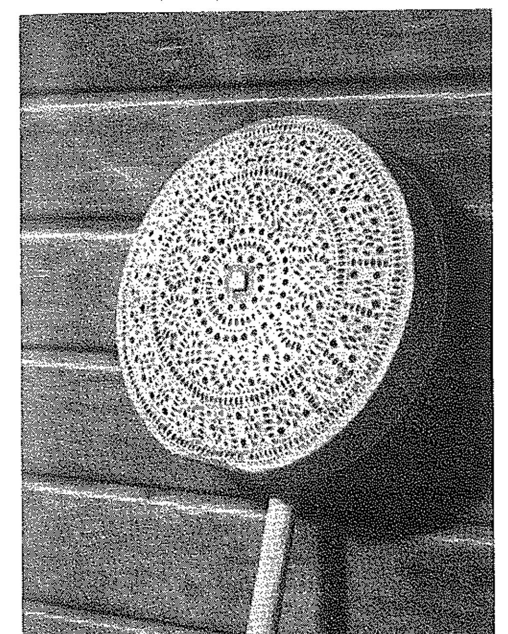


Abb. 3. Scheibenförmiger Stern der Sternsänger aus Dalarna (Schweden)

Wenn in Schweden Umzüge mit nicht bloß einem, sondern bis zu einem halben Dutzend von Drehsternen stattfinden, wenn wir in Ostpreußen bis gegen hundert Sterne in einer Gruppe erscheinen sehen und im Innviertel vom Sternsingen der Salzachschiffer hören, die mit einem Stern und Lichterkappen umherzogen, dann läßt sich der Gedanke an einen anderen Brauch nicht abweisen, der am Perchtenabend (5. Jänner) im Salzkammergut stattfindet. Es ist der Lauf der sogenannten „Glöckler". Sie treten in „Passen" (Gruppen) von zwölf Mann auf. Ihre Kleidung besteht aus einem weißen Hemd und weißer Leinenhose (Abb. 5). Auf dem Rücken tragen sie einen Polster und drei bis vier Glocken, die bei ihren Sprüngen ertönen. Lange Bergstöcke dienen ihnen als Stütze beim Springen. Das seltsamste aber sind die Kopfaufsätze: große Holzgestelle, die mit Papier überzogen und von innen erleuchtet sind. Ihre Form kann heute recht mannigfach sein. Die ältesten Typen aber sind vielstrahlige Sterne und trommelförmige Sonnen. Springend und laufend ziehen die Glöckler vor die Häuser, wo sie Kreise und Achterfiguren laufen. Oft geht's auch über Land. Alle

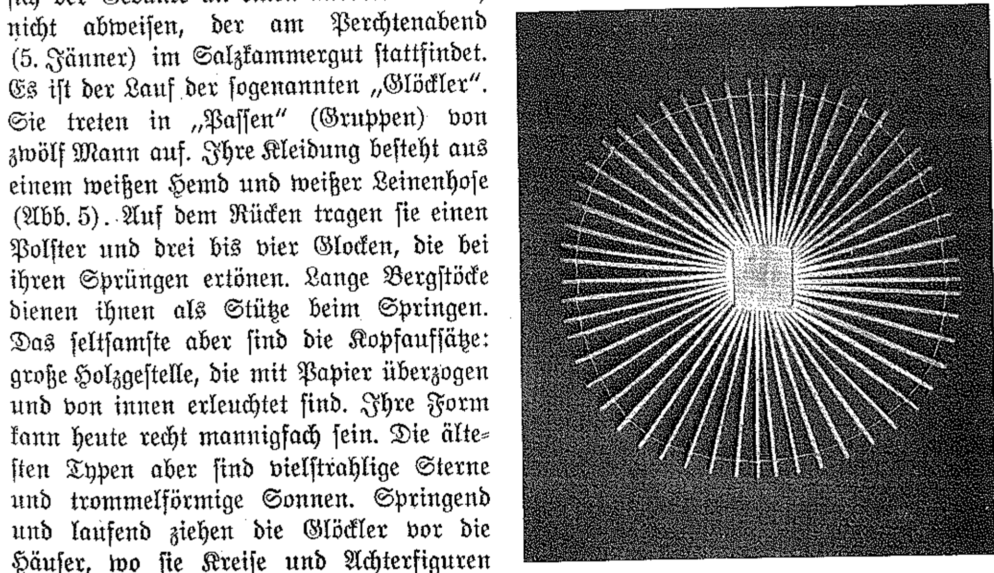


Abb. 4. Hölzerne Julsonne aus Finnland

Polizeiverbote bis zur Jahrhundertwende konnten den Brauch nicht unterdrücken, der heute noch kräftigst lebt. Die Verbote wurden erlassen, weil es zwischen den einzelnen Passen oft zu heftigen Kämpfen kam, und meine Gewährsmänner erzählten mir mancherlei von Burschen, die dabei sogar erschlagen wurden. Die Glöckler sind ganz offensichtlich nichts anderes als eine Art der schönen Perchten. Die trommelförmigen Sonnen aber richten den Blick von neuem auf Schweden. Dort tragen die Sternknaben ja nicht bloß gezackte Sterne. Durchbrochene Metallscheiben kommen vor (Abb. 3), und besonders eindrucksvoll sind die Sterne in der Form des uralten Radkreuzes (Abb. 6 und 7), das wir ja schon auf den bronzezeitlichen Felsbildern in Schweden als Sonnenzeichen antreffen. Ja sogar das auf zwei Stangen getragene Sonnenbild der Felszeichnungen (Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, S. 3) hat eine Entsprechung im Mecklenburger Drehstern, der zwischen zwei Stöcken gehalten wird. übrigens spielen auch die Lieder der schwedischen Sternknaben manchmal deutlich auf die Sonne an (NMA. 17253 Södermanland, NMA. 3858 Uppland usw.). Bemerkenswert

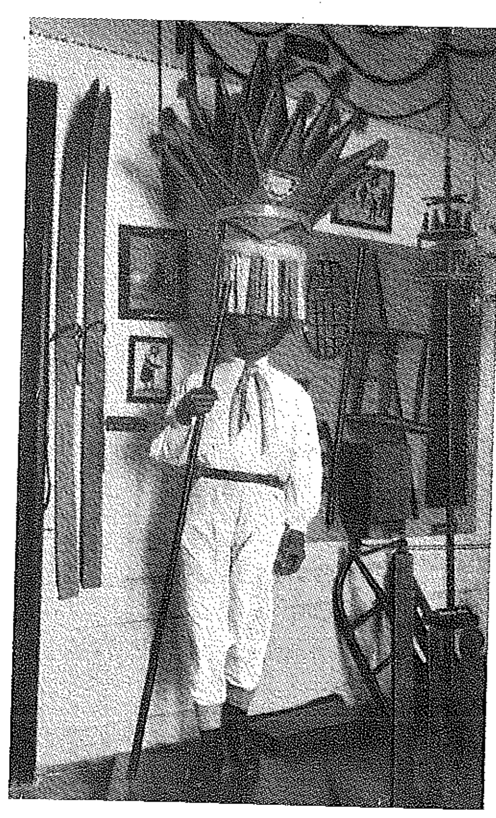


Abb. 5. „Glöckler" aus Ebensee

ist es, daß der Stern in Dalsland nicht in gewöhnlicher Art, sondern nur mittels eines Feuersteins entzündet werden darf (NMA. 28926). Als weiterer, entscheidend wichtiger Umstand erscheint mir, daß die Sterne im Sinne des Sonnenlaufes „medsols" gedreht werden müssen (NMA. 73534 Uppland usw.). Wir stoßen da auf die vielen sich drehenden Sonnenräder, über die Stumpfl ja reiches Material zusammengetragen hat[1]. Ich möchte dem beifügen, daß noch in der Gegenwart in Skandinavien der Brauch herrscht, an gewissen Zeitpunkten (Ostern, Mittsommer) den Aufgang der Sonne auf einem Hügel zu erwarten, um sie tanzen zu sehen. Dabei erzählen die Leute nicht bloß, wie auch bei uns, von den drei Sprüngen der Sonne, sondern von dem wundervollen Anblick, wenn die Sonne sich an diesem Morgen stets um sich selbst dreht.

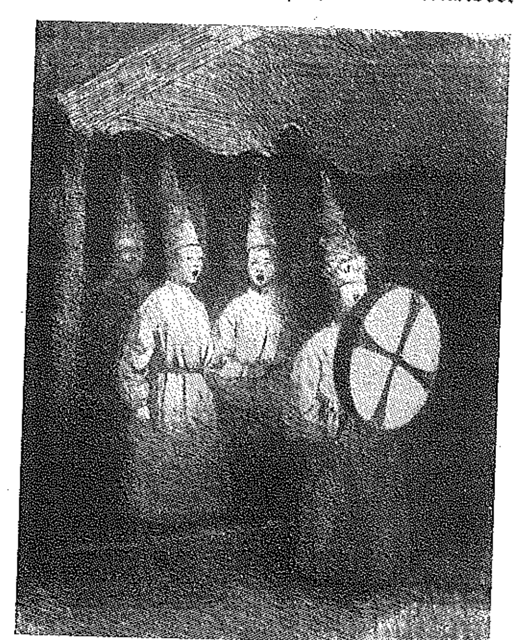


Abb. 6. Schwedische Sternknaben mit einem radkreuzförmigen Stern

[1] Vgl. auch O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen I, S. 112 ff., 120.

Der Drehstern, der zu Mittwinter im Gegensatz zum Verbot alles sonstigen Drehens (Spinnrad) steht, wird meist als eine wirkende Handlung aufgefaßt, um die wiedereinsetzende Bewegung der Sonne nach dem Stillstand in den Zwölften zu unterstützen. Dazu würde auch Lessiaks Deutung des mittelhochdeutschen Namens „sunngiht" für die Sonnenwende als Sonnenbeschwörung (von jehan, sprechen, zaubern) passen. Ganz offensichtlich ist es jedenfalls das Sonnenbild, das von den Sternsängern zur Wintersonnenwende umhergetragen wird. Die Beziehungen des Julfestes auf die Sonne sind ja auch sonst deutlich genug. Statt einer Wiederholung der bekannten Beispiele verweise ich auf die hölzerne Julsonne der Schweden in Finnland (Abb. 4), die am Julabend über dem Platz des Hausvaters angebracht wird (NMA. 142322). Der Umzug der „Heiligen Drei Könige" enthüllt sich uns als eine wichtige Kulthandlung aus germanischer Zeit, die wie so viele andere ein christliches Mäntelchen umgehängt bekam. Nicht einmal das Herodesspiel, das mit dem Sternumzug vielfach verbunden ist, hat in der aus unseren Landen überlieferten Gestalt seine Wurzeln im Kirchenbrauch. Stumpfl hat in ihm den gut einheimischen „Julkönig" erkannt und die betreffenden Kultspiele in einleuchtender Weise nach ihrem ursprünglichen Gehalt wiederhergestellt. Die Darlegung dieser Ideen und des Materiales, das mich unabhängig von Stumpfl zu ähnlichen Ergebnissen geführt hat, würde über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausgehen und muß daher einer anderen Arbeit vorbehalten bleiben.

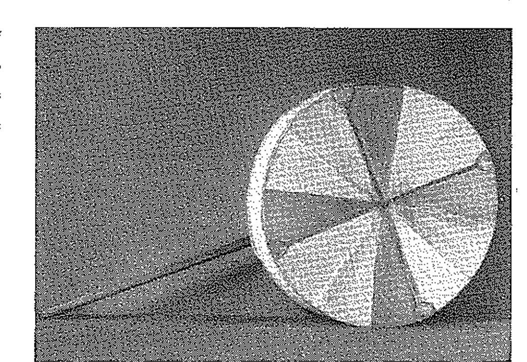


Abb. 7. Radkreuzförmiger Stern der schwedischen Sternknaben

Das Geschichtswissen der Germanen

Von Gilbert Trathnigg

Cäsar BG 2, 4 berichtet, die Remer hätten ihm erzählt, daß die Mehrzahl der Belgen von den Germanen abstamme. Zwar sind die Remer Kelten, aber was sie wußten, dürfte man, falls die Nachricht auf Wahrheit beruht, auch als Kenntnis der Belgen voraussetzen. Unter diesen finden sich wenigstens zwei Stämme, für die diese Nachricht herangezogen werden kann: die Treverer und Nervier. Tacitus, Germ. 28, nennt sie uns als Völker, die auf ihre germanische Abstammung stolz seien. Zwar läßt sich die Nachricht über die Treverer wahrscheinlich als Mißverständnis von Strabo 194 erweisen, aber bei den Nerviern spricht doch mehr dafür, daß die Aussage der antiken Autoren auf Richtigkeit beruht. Hält man Tacitus und Cäsar zusammen, so ist es unzweifelhaft, daß bei den Nerviern eine geschichtliche überlieferung bestanden hat. Immerhin könnten Zweifler glauben, daß diese sich nur unter dem kulturellen Einfluß der Kelten habe halten können. Dies ließe sich auch bei den Germani Tungri anführen; deshalb heißt es hier etwas weiter gehen. Vor allem sind unter den Nachrichten des Tacitus zwei Gruppen von Berichten hierfür wichtig. Einerseits die über geschichtliche Lieder, und dann jene über stammeskundliches Wissen der Germanen selbst. So halten die Bataver (Hist. IV 12 und Germ. 29) sich für ein ehemaliges Gauvolk der Chatten, das infolge eines Zwistes ausgewandert sei. Die zeitliche Bestimmung ist genauer nicht mehr möglich, aber aus Cäsar BG IV 10 er-

gibt sich doch, daß sie vor seiner Zeit, vielleicht sogar beträchtlich früher, anzusetzen ist. Von ihnen hat sich nach Hist. 4, 15 dann noch das Volk der Cannenefates abgespalten. Sie werden schon von Velleius Paterculus (um 30 n. Chr.) genannt.

Einen weiteren schönen Beleg bietet Strabo VII 293, wo er von den Kimbern in der alten dänischen Heimat erzählt, daß sie rund vier Menschenalter nach der Vernichtung des ausgewanderten Volksteiles Augustus einen heiligen Kessel sandten mit der Bitte um Freundschaft und „um Vergebung für das einst Geschehene". Auch hier lebt durch mehrere Geschlechterfolgen mit Sicherheit geschichtliches Wissen weiter, von der Auswanderung eines Teiles ihres Stammes vor rund fünf bis sechs Generationen und von deren Taten und Untergang. Übrigens hielten sich die Aduatuci nach Cäsar BG 2, 29 für in Gallien zurückgebliebene Reste der Kimbern.

Aus dem Innern Germaniens stammt die Nachricht, daß sich die Semnonen als die „ältesten" unter den Sweben bezeichnen. Die Richtigkeit der semnonischen Ansicht können wir nicht mehr überprüfen. Daß sie auf einheimische Überlieferung zurückgeht, ist sicher. Wie geschah aber diese? Gab es Lieder? Merkverse? Oder erzählte der Vater dem Sohn von den Taten der Vorfahren, von der Geschichte des Stammes und der Sippe, wie ja auch heute noch der Vater dem Sohne erzählt?

Alle Fragen zu lösen, dürfen wir nicht erwarten. Überlieferung in schlichter, ungebundener Form hat es sicher gegeben. Wie weit aber ihre Bedeutung ging, das bleibt im Dunkeln, denn belegt ist sie uns für jene alten Zeiten nicht. Anders steht es mit der Überlieferung in gebundener Form. Annalen II 88 hören wir von Liedern auf Arminius, die mehrere Geschlechter nach ihm noch fortlebten. Und Germania 3 heißt es, daß die Germanen vor der Schlacht Hercules als ersten aller Helden besingen. Über Lieder, deren Inhalt wir nicht kennen, hören wir auch an anderen Stellen, so Ann. I 65 und Hist. 5, 15. Erwähnt sei für spätere Zeiten Ammian XXXI 7, wo von den Goten erzählt wird, daß sie vor dem Kampf die Taten ihrer Ahnen besangen. Dieser letztgenannte Bericht vermag auch die Tacitus-Stelle zu stützen, die vielfach wegen der dort genannten Lieder angezweifelt worden ist. Besonders schwer wiegt hier die ablehnende Meinung A. Heuslers, der den Germanen in jener Zeit höchstens Merkverse zubilligen will, die nicht sangbar waren. Diese Ansicht geht entschieden zu weit, wie verschiedene spätere Arbeiten zeigten. Vor allem ist der Schluß, den Heusler zieht, auf das Fehler von genaueren Nachrichten und auch auf die uneinheitliche Überlieferung des Wortschatzes aufgebaut; dies sind Gründe, die wenig überzeugen können. Nimmt man aber auch nur einen Merkvers, der irgendwelche geschichtliche Nachrichten überlieferte, an, dann führt dies in unserer Frage gleichfalls weiter. Der Merkvers ist ja nur ein Gerippe von kurzen Angaben, die einer Ergänzung bedürfen. Ob sie in erzählender Form oder als Lied geboten wurde, ist dabei unwichtig, denn die Tatsache, daß in irgendeiner Form Geschichte überliefert wurde, ist in beiden Fällen gegeben. Wieweit sich an die bekannte Sage vom Ursprung der Ingaevonen, Istaevonen und Herminonen, die gleichfalls „in alten Liedern, der einzigen Art der Überlieferung und Geschichtsschreibung dieses Volkes" geschichtliche Überlieferung anschloß, wie etwa bei den Sagen vom Ursprung der Ynglingen oder bei den angelsächsischen Stammtafeln, das können wir nur erschließen. Soweit uns der Inhalt dieser Lieder durch Tacitus erhalten ist, gehören sie in den Bereich des Kultes und Glaubens. Daß aber eine geschichtliche Fortsetzung sich anschloß, das läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit aus den Worten des Tacitus selbst folgern, und dann vor allem aus den angezogenen Beispielen, denen man noch andere, wie etwa die Stammsage der Amaler, anschließen könnte.

Die Bedeutung dieses Berichtes liegt aber tiefer. Daß er nicht eine Fabel, ein Mythos allein ist, dessen Zweck es war, Kultbünde mehrerer Stämme zu erklären, läßt sich aus den Bodenfunden erkennen. Selbst wenn man engeren Verkehr und gegenseitige Beeinflussung verschiedenster Art annimmt, so wird dadurch doch noch lange nicht erklärt, warum die Gleichartigkeit und Verwandtschaft der Bodenfunde so weit geht, daß G. Kossinna aus ihnen die Sitze der drei Kultbünde ablesen konnte. Solche Gemeinsamkeit läßt sich nur erklären, wenn man die einzelnen Stämme als Untergruppen eines alten Großstammes erklärt. Daß manche Stämme zu einer der anderen Gruppen übergetreten sind, läßt sich nicht bestreiten. Dafür möchte vielleicht auch die Schwierigkeit der Grenzziehung in feineren Einzelheiten sprechen, aber der Kern bleibt trotzdem bestehen, wenn auch manche kultischen Einzelheiten erst jüngere Erscheinung sein mögen. Das Überwiegen des Kultbundes scheint jünger zu sein; der Kern ist wohl sicher zugleich ein Kultbund und ein Stammesbund von Teilstämmen eines älteren Großstammes. Mit dem Übertritt von Teilstämmen zu einer anderen Gruppe sowie durch das Aufsaugen von Stämmen, die einem anderen Altstamm angehörten — man wird sich ja nicht auf drei beschränken wollen! Allein die Unsicherheit, ob die Nordgermanen zu den Ingaevonen zählten oder für sich allein standen, rät davon ab — verwischten sich sowohl die Grenzen als auch die ursprüngliche Art des Bundes.

Doch der Wert dieser Nachricht liegt nicht so sehr in der Möglichkeit, Vermutungen über die Vorzeit aufzustellen. Er liegt vielmehr darin, daß zumindest die Westgermanen, die sicher diesen drei Kultbünden angehörten, über das Stammesbewußtsein hinaus das Gefühl einer **völkischen Gemeinsamkeit** hatten. Dafür spricht ebenfalls manches aus den Berichten über die Abwehrkriege des Arminius. Zwar sind sie zugleich ein Beispiel der Eigenbrötelei einzelner Stämme und zeigen, wie das Sonderinteresse des einzelnen Stammes so weit führen konnte, daß sie sich lieber den Römern anschlossen oder nicht von ihrem Bündnis mit ihnen abfielen; doch ist dies kein Gegenbeweis. Wieviel Bruderkriege hat es noch bis in die Neuzeit gegeben, obwohl das Bewußtsein, ein Volk zu sein, doch vorhanden war.

Der Hinweis, der sich für unsere Frage aus den Kämpfen ergibt, liegt vielmehr in den Schlachtenschilderungen, die zeigen, wie leicht der Zusammenschluß der Mannschaften der einzelnen Stämme zu einem Heer erfolgte. (Vgl. G. Trathnigg, Leibesübungen und Wehrerziehung bei den Germanen, Sudeta XIV, 1938, Heft 2, S. 39 ff.) Gewiß ist dies auch ein Zeugnis für die Höhe der Ausbildung der einzelnen Volksheere. Aber alles ist damit doch nicht zu erklären, und man wird an starke Verbindungen zwischen diesen Stämmen auch im Frieden denken dürfen.

Von besonderem Wert für die Schlüsse auf geschichtliche Überlieferung sind jene Berichte, in denen von *Rückwanderung in die alte Heimat* erzählt wird. Sie beweisen, daß die Auswanderer ebenso wie die Daheimgebliebenen davon wußten, wie das Geschick ihres Gesamtstammes sich weiter entwickelt hat. So faßten die Eruler nach ihrer Niederlage durch die Langobarden zum Teil den Beschluß, nach dem Norden in die alte Heimat zu ziehen. Prokopius, BG II 15, nennt ihren Weg: Durchzug durch das Gebiet slawischer Stämme bis ins Land der Warnen, Durchzug durch das dänische Gebiet und zuletzt Überfahrt nach „Thule", wie wir wissen, nach Schweden, wo sie sich mit den Gauten vereinten. Wie kamen sie aber gerade zu diesem Zug? Er läßt sich am leichtesten aus dem Wissen um ihre alte Heimat erklären, die auf den dänischen Inseln gelegen haben dürfte. Doch vielleicht lag sie in Schweden, denn ein Teil der Eruler, eben die Vorfahren der späteren Rückwanderer, zog mit den Goten aus, während wohl die anderen auf die dänischen Inseln oder in benachbartes, später dänisches Gebiet zogen, denn die nordischen Eruler wurden von den Dänen vertrieben. Solche Überlieferung erschiene unwahrscheinlich, wenn sie allein stünde. Doch sie wird durch die Berichte über die alte Überlieferung der Langobarden und vor allem der Goten gestützt, die ja gerade in diesem Punkt weniger umstritten ist, während man gelegentlich bei den Langobarden die Richtigkeit der Überlieferung anzweifelt.



Nordischer Runenstein mit Kultwagen, Wikingerzeit

Eine Rückwanderung wird auch von Sachsen berichtet, die unter Albwin mit nach Italien zogen, es aber unter seinen Nachfolgern vorzogen, wieder in die alte Heimat zurückzukehren. Gleichfalls nur kürzere Überlieferung bezeugt der Bericht über die Berufung eines erulischen Mannes aus königlichem Geschlecht durch die Donau-Eruler nach Skandinavien, zurück zu ihrem König, dessen Vorfahren mit dem erwähnten Teile der Eruler gewandert waren; ein Vorgang, den man der Berufung des Italicus, des Sohnes des Flavus, durch die Cherusker vergleichen kann, nachdem alle Männer aus königlichem Geschlecht gefallen waren, und sie einen Gesippen Armins als König wünschten. (Prokop, Gotenkriege II 15 und Tac. Annalen XI 16.)

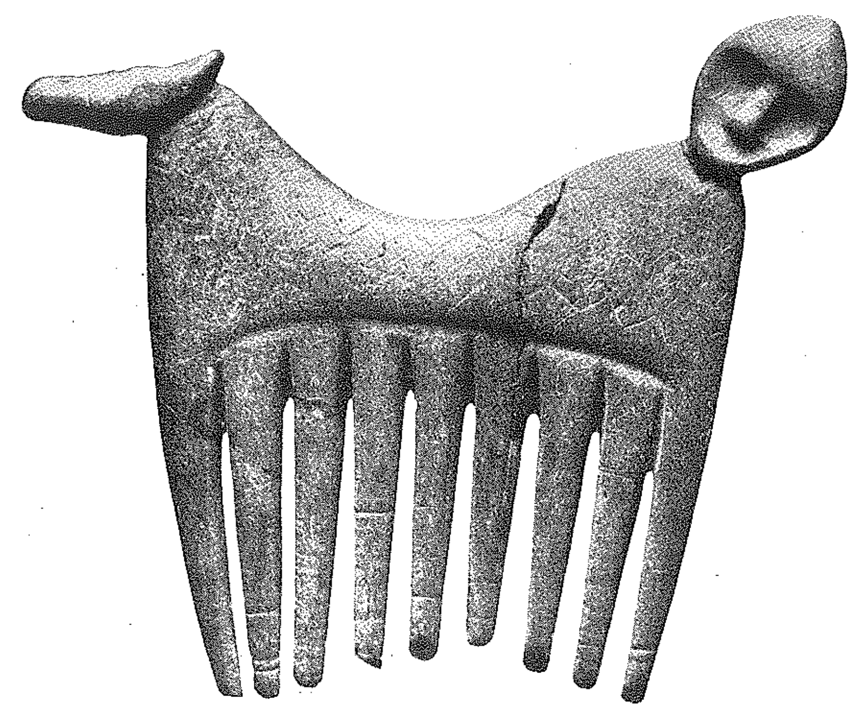
Deutlicher wird uns das geschichtliche Wissen der Germanen erst aus den ersten Werken, die von Germanen selbst geschrieben wurden. Zwar ist es fraglich, wieweit Jordanes nicht auch alanischen Blutes war, sicher aber ist es, daß ein Großteil seiner Quellen gotische Tradition wiedergeben. Er benutzte zwar auch die leider verlorengegangenen Werke des Cassiodor und des Goten Ablavius, doch beruhten diese selbst wieder stark auf Nachrichten, die sie im Volke selbst vorfanden. Besonders ist dies von Ablavius anzunehmen, auf den dann Cassiodor aufbaute. Und Jordanes schreibt selbst c. 4: „Nach alten Berichten sind von dieser Insel Skandinavien wie aus einer Werkstätte oder noch besser wie aus einem Mutterschoße der Völker einst die Goten unter ihrem Könige Berig ausgewandert …“ und nachdem er kurz ihre Landnahme und ihren Zug zum Schwarzen Meer umrissen hat … „in ihren Gesängen halten die Goten das alles fast mit geschichtlicher Treue fest“.

Fassen wir kurz den Inhalt dieser Gesänge, von denen wir als Quellen ebenso wie von „alten Nachrichten“ hörten, zusammen. Unter König Berig haben demnach die

Goten Skandinavien verlassen, landeten an der Küste, die späterhin auch danach Gotiskandza hieß, kamen in das Gebiet der Ulmerugen und besiegten sie. Das gleiche Schicksal erfuhren auch die Vandalen. Doch nach etwa fünf Menschenaltern war das Land wieder zu klein, und so zogen sie weiter, diesmal in das skythische Gebiet, wobei eine Teilung erfolgte; dann drangen sie bis an das Schwarze Meer vor. Die Schilderung des Landes macht gelehrten Eindruck, ist also späte Zutat. Das gilt wohl auch von dem Bericht über Zalmoxes und die Philosophen Zeuta und Dicineus. Glaubwürdig sind wieder die Aufzählungen von den Ländern, die besiedelt wurden. Auch die Behauptung, daß die Goten viele hochgebildete Lehrer hatten, Mars als ihren Stammvater verehrten und einen Stand der Pilleaten hatten, aus dem man die Priester und Könige wählte, klingt wieder echt. Wir verdanken es wohl Cassiodor, daß auch Jordanes Goten und Geten zusammenwirft. Die Trennung ist da manchmal nicht so ganz einfach. Diesen Abschnitt ganz zu streichen, erscheint doch zu weitgehend; ihn ganz zu glauben, ebenfalls. So bleibt nur der Trennungsversuch, wie wir ihn auf Grund der Zuteilung der genannten Personennamen und der vergleichbaren anderen Nachrichten durchführten. Echte und alte Tradition ist wieder der Stammbaum der Amaler. Zugleich wird auch kurz die Teilung in Ost- und Westgoten erwähnt, sowie das zweite Fürstengeschlecht der Balten. Die weiteren Berichte erzählen von den Kämpfen mit den Römern. Hier ist zweifellos vieles aus literarischen Quellen geschöpft. Nur am Tone merkt man es, daß neben den römischen Bericht auch gotische getreten sind, denn er wirkt wärmer, auf das eigene Volkstum Bedacht nehmend. Und manche Einzelheiten sehen ganz so aus, als ob sie sicher nicht aus römischer Quelle kämen, dazu sind sie viel zu fein. Jedoch — was alles in lateinischen und griechischen Werken stand, wissen wir nicht. Gerade späte Meister der Geschichtsschreibung, wie Prokopius, mahnen zur Vorsicht, aus allgemeiner Gewohnheit zu weitgehende Schlüsse zu ziehen. Es ist ja auch nicht nötig, diese Einzelheiten bei einem Überblick bis zur letztmöglichen Klarheit herauszuarbeiten. Der Reichtum der Nachrichten über die früheren Zeiten, der selbst aus dem knappen Auszug des Jordanes noch durchscheint, zeigt auf jeden Fall, wie ausgebreitet das Wissen um die Vergangenheit gewesen sein muß. Besonders deutlich wird dies für die jüngeren Zeiten durch die Ausführungen über König Geberich und Ermanerich. Hier klingt auch das Motiv der Rosamonensage auf. Ist das, was wir hier hören, Sage? Ist es hier noch Geschichte? Kein Wort steht hier von dem Verdacht der Untreue, der in der Sage auf der jungen Gemahlin des Königs aus diesem Geschlechte lastet. Es wird nur erzählt, daß eine Frau von ihnen für die Untreue eines Gesippen von Rossen zerrissen, von den Brüdern aber gerächt wurde. Die Namen stimmen mit der Sage überein. Am wahrscheinlichsten dünkt mich die Auffassung, daß man die alte Fabel von der Verleumdung der jungen Königsgemahlin, ihrer ungerechten und grausamen Bestrafung durch den Gatten, und der Rache durch ihre Brüder an eine ähnliche geschichtliche Begebenheit anschloß und diese im Sinn der Fabel umgestaltete. Bezeichnend ist es, daß der Selbstmord des Königs in einen Tod infolge der Wunde und der Trauer um das Schicksal seines Volkes umgewandelt wurde. Es ist, als ob man das eigentliche Motiv seiner Tat nicht mehr verstanden hätte. Selbstmord aus Furcht? Dies paßte für eine germanische Herrschergestalt nicht. Und aus kultischen Gründen, wie sie nach meinen Ausführungen in der Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur, Berlin 1936, LXXIII. Band, Heft 1 und 2 (S. 99ff.) über den kultischen Selbstmord bei den Germanen in Betracht gezogen werden könnten? Wir haben zu wenig Anhaltspunkte, um solche Gründe auch in diesem Fall beweisen zu können. Ausgeschlossen scheint es mir nicht, denn es würde gut dazu passen, daß Jordanes eine andere Todesform schildert, weil er und seine Vorgänger als Christen die heidnisch bedingte Tat nicht mehr verstehen konnten. Dies kann freilich auch schon bei ihren Quellen in der Sage und im geschichtlichen Lied gewirkt haben. Doch mehr als vermuten läßt sich dies nicht.

Eine ganz besonders kostbare Stelle ist der Abschnitt 17, wo über die gemeinsame Auswanderung der Goten und Gepiden aus Skandinavien in drei Schiffen — sie scheinen für die Auswanderungssagen der Germanen kennzeichnend zu sein, auch von den Sachsen wird dies bei der Besitznahme von England erzählt — berichtet wird. Das dritte Schiff, dessen Insassen die späteren Gepiden waren, fuhr langsamer, und so nannte man seine Besatzung die Trägen, Faulen …

Wie alt mag diese Sage sein? Das Volk selbst hat sich, wie die verschiedene Form der Namensüberlieferung zeigt, Gibidae (zu nhd. „geben“ zu stellen) genannt, während die „bösen“ Nachbarn ihren Namen in Gipidae „die Stumpfen, geistig und körperlich Trägen“



Knochenkamm aus Schonen, jüngere Steinzeit

verderbt hat. Auch Jordanes schreibt: „Daher entstand dann der Schimpfname Gepiden, den sie, wie mir scheint, nicht zu Unrecht tragen. Denn mit Kopf und Körper sind sie schwerfällig.“ Aus der Schreibung des Namens bei den verschiedenen Schriftstellern könnte man — allerdings mit Vorbehalt — den Versuch wagen, auf das Alter dieser Sage einzugehen. Jedoch die erste Nennung erfolgt spät, erst um 300. Die Häufigkeit der Schreibung mit p ist allerdings auch von diesem Zeitpunkt an so überwiegend, daß man vielleicht schon eine längere Tradition in der Namensschreibung annehmen kann. Sicherlich muß aber die Sage spätestens um 300 so weit verbreitet gewesen sein, daß die Römer die eigentliche Namensform kaum hörten, die erst um 700 das erstemal erscheint und nur durch germanische Namensüberlieferung als alt gesichert werden konnte. Vielleicht darf man damit rechnen, daß im Lauf des 2. Jahrhunderts diese Namenssage aufgekommen ist. Viel früher wohl kaum, denn die Übersiedlung der Goten erfolgte erst um Zeitenwechsel.

Erst im 8. Jahrhundert hat Paulus Diakonus seine Langobardengeschichte geschrieben. Sie ist kein Auszug, wie das Werk des Jordanes, den er auch an Begabung weit über-

ragt. Er hat sich gleichfalls auf ältere Werke gestützt — so auf die Origo gentis Langobardorum, in der kurz die Herkunft der Langobarden sowie ihrer ältesten Sagen und Lieder berichtet werden. Kritischer als jener hat er die Nachrichten der antiken Geschichtsschreiber erst nach eingehender Sichtung übernommen und ein Werk von einheitlicherem Gusse geschaffen. Für unsere Frage ist es aber von besonderem Wert, daß er alles, was er an mündlicher Überlieferung erfahren hatte und an alten Sagen kennenlernte, in sein Werk eingearbeitet hat.

Auch die Langobarden leiteten ihren Ursprung von Skandinavien her und wußten sogar von einem Ver sacrum, bei dem der dritte Teil der Bevölkerung durch das Los bestimmt wurde, das Land zu verlassen. In Skoringa fanden sie ihre neue Heimat und hatten dort Kämpfe mit den Vandalen, die für sie schwer waren, weil ihre Zahl gering war: das Los hatte ja nur ein Drittel der Jugend ausgewählt. Ihre Zahl war übrigens nie sehr groß. Immer wieder hören wir, daß die Sklaven freigelassen wurden und für ihre Teilnahme an den Kriegen in den Stamm aufgenommen wurden. Doch an jene ersten Kämpfe knüpft die Namenssage an. Wodan selbst hat, als er die Kriegslist der Winiler sah, sie als Langobarden bezeichnet. Und als Namensgeschenk — die Sage ist der älteste Beleg für diese altgermanische Sitte — verlieh er auf Bitten der Fria ihnen den Sieg über die Vandalen, denen er den Sieg zugedacht hatte. — Später ging ihr Weg durch das Land der Assipiter nach Mauringa, Anthab, Banthaib und Burgundaib und dann nach dem Rugiland. Es sind fast lauter germanische Namen von Landschaften, die keineswegs erst spätere Fabel, sondern altüberliefert sind und der Lage auch wirklich entsprechen. Nur Mauringa dürfte eine Ausnahme bilden.

Innerhalb dieser Berichte erfahren wir von der Sage, daß bei den Langobarden Männer mit Hundsköpfen seien, von der Freilassungszeremonie mit Spruch und einem Pfeilbrauch sowie von einzelnen Kämpfen. Die weiteren Kapitel nennen nun immer den König, der die Herrschaft innehatte, und dann erst die Taten, die unter seiner Führung geschahen. Zwischendurch sind immer wieder reine Sagen eingestreut, wie etwa die Rettung des späteren König Lamissio, der als einziger von sieben Knaben, die eine Frau gleichzeitig zur Welt gebracht hatte und ertränken wollte, von König Agelmund aus dem Teich geholt werden konnte. Solche Sagen sind auch bei alten deutschen Geschlechtern öfters nachzuweisen.

Wieweit die Amazonensage Fabel ist, sei dahingestellt. Manches spricht dafür, daß sich dahinter ein historischer Kern verbirgt, der noch nicht sicher erkannt werden konnte.

Weiter wird dann der Zug nach Süden erwähnt und die Kämpfe mit den Erulern, die in einer Form berichtet werden, die nur aus heimischer Sage in Heldenliedform zu erklären sind. Wieweit hier schon die Umformung der geschichtlichen Erzählung zur reinen Sage fortgeschritten ist, wissen wir, wie so oft, nicht, und es besteht auch wenig Hoffnung, dies jemals genauer ergründen zu können.

Die späteren Abschnitte von der Besetzung Pannoniens an führen schon in die Nachbarschaft Roms, und damit fällt auch von seiten der antiken Autoren mehr Licht auf ihre Geschichte. Trotzdem können wir aber nie mit voller Sicherheit bestimmen, wieweit Paulus Diaconus das Urteil auf Grund uns unbekannter historischer Nachrichten und wieweit auf Grund der einheimischen Überlieferung gefällt hat.

Reiches Licht fällt auf die machtvolle Königsgestalt Albwins. Sein Kampf mit den Gepiden und seine Fahrt zu deren König, um sich von ihm die Waffenleite erteilen zu lassen, seine Taten und sein Ende durch die Gattin, der er Vater und Bruder erschlagen und die er durch die Nötigung, aus dem Schädelbecher zu trinken, beschimpft hatte, wird ausführlich geschildert. Wieder sehen wir Geschichte und Sage nebeneinander und ineinander übergehend. Wir hören von dem Vergleich der Langobarden mit Stuten. Ein Schimpf, der zwar in der späteren nordischen Literatur bei Scheltgesprächen nicht selten vorkommt,

hier vielleicht aber auf eine uns sonst nicht bekannte ältere Spottfabel, ähnlich der früher genannten gepidischen, zurückgeht.

Die Erzählung von Albwins Tode ist sicher schon durch eine Sage beeinflußt, die vielleicht ursprünglich nur von der Rachetat einer Frau für ihren erschlagenen Vater und Bruder erzählt, wie sie auch in der Völsungensaga bei Signy zum Ausdruck kommt.

Sagenhafte Züge weist wieder die Werbung Autharis auf, sowie die Erzählung, wie sein Nachfolger durch ein Vorzeichen bestimmt und dann auch von der verwitweten Königin zu ihrem Gemahl gewählt wurde. Hier freilich ist der Gang der Entwicklung deutlicher zu erkennen. In Wahrheit dürfte wohl Herzog Agilulf nach dem Tode Autharis die Königswitwe in seine Gewalt gebracht und geheiratet haben. Vorzeichen und Auswahl durch den Rat, die fein geschilderte Szene, wie die Königin ihm ihre Absichten offenbart, sind wohl nichts anderes als späte Zutat, zum Teil beabsichtigte Erdichtung durch die engsten Anhänger, um die Volkstümlichkeit des neuen Herrschers zu erhöhen und seine Überrumpelungstat in Vergessenheit zu bringen.

Wir haben nicht die Absicht, die ganze Langobardengeschichte des Paulus Diakonus auf die Einzelheiten zu überprüfen, wo noch etwa altes Sagen-, Lied- und Überlieferungsgut stecken mag. Die Proben mögen genügen, um zu zeigen, wie die Überlieferung der Geschichte bei den Germanen in zwei Fällen, die wir näher überprüfen können, bis in die Zeit vor Zeitenwechsel zurückreicht.

Fassen wir einmal kurz das Wesentliche zusammen: das Grundgerippe beider Überlieferungen bilden Namenreihen der Herrscher, der Fürstengeschlechter. Daß auch sonst die Kenntnis des Stammbaumes vorauszusetzen ist, zeigen die persönlichen Bemerkungen sowohl von Jordanes als auch von Paulus. Der Ausgangspunkt beider Geschichten ist die Auswanderung aus Skandinavien, hierauf folgt der Wanderweg und zuletzt und am ausführlichsten die Besitznahme und Geschichte in der neuen und, wie wir sagen müssen, letzten Heimat. Reine Geschichte, wie wir sie heute in Geschichtswerken zu lesen gewohnt sind, finden wir natürlich nicht. Sagen klammern sich an die einzelnen Fürstengestalten und heben zum Teil ihre Eigenart noch stärker hervor oder suchen Geschehnisse, die sonst nicht recht verständlich wären, zu erklären. Nicht zuletzt sind es fast anekdotenhafte oder novellenartige Einschübe, die das Bild runden, farbiger und leuchtender machen.

Wie weit aber dürfen wir den Berichten trauen? Warnen nicht spätere Sagenkreise, wie die um Dietrich von Bern, vor solchen Erzählungen? Das Mißtrauen wäre berechtigt, wenn nicht ein ganz großer Unterschied festzustellen wäre. Hier lebt die Sage im Volk weiter, das den Helden hervorgebracht, an seinen Taten beteiligt war. Dort aber ist es nur mehr ein Nachklingen des Geschichtlichen; die Sage wird um so mehr zur Hauptsache, als es ja fremde Stämme sind, die das Erbe der toten Brüder weiterpflegen. Und dann kennen wir jene Sagenkreise erst aus späterer Überlieferung, die nicht mehr wie früher unberührt von der Geschichtsschreibung im ganzen Volk als Wahrheit schlummerte und weitergegeben wurde, sondern immer mehr und mehr auf die Bauern und Fahrenden beschränkt wurde. Die fahrenden Sänger der mittelalterlichen Zeit, die nicht mehr die Taten der Ahnen als Vorbild besangen, wie die Hofsänger vergangener Jahrhunderte, wollten unterhalten. Sie fügten wohl nach dem Wunsch des Hörers, mehr zu erfahren, manches an — besonders die märchenhaften Züge der Dietrich-Epen wären hier zu nennen — und wirkten so auch auf die an die Geschlechterfolge gebundene Überlieferung ein. Wir können dies ja auch im Norden verfolgen. Welch anderes Bild bietet die Thidrekssaga, die eine späte Verbindung und Aneinanderreihung verschiedener Sagenkreise und Überlieferungen ist, und die Heimskringla Snorris.

Ziehen wir diese zum Vergleich heran, dann ist schon aus der Einleitung der Bericht über die Quellen zu nennen: kundige Männer, Ahnenüberlieferung der Vorzeit, Skaldenlieder und Sagaweisungen: kurz gesagt, es sind die gleichen Quellen, die auch den Wer-

ken von Jordanes und Paulus Diakonus zugrunde liegen, wenigstens in den älteren Abschnitten auch ihnen allein ohne Einfluß von seiten der antiken Schriftsteller.

Auch die weitere Darstellung läßt sich vergleichen: wiederum sind es Genealogien, die das Grundgerippe bilden. Zur Ausfüllung dienen wieder neben reiner oder fast reiner Geschichte Sagen, Anekdoten und novellenartige Erzählungen. Könige, deren Leben unbedeutend war, werden nur kurz erwähnt, wie dies auch Paulus tut, während Jordanes die Namen verschweigt, obwohl sie bekannt gewesen sein müssen, wie seine Angaben, daß



Goldbrakteat aus Schonen

es etwa der fünfte König war, beweisen. Es ist ganz das gleiche Bild, wenn wir nur auf die großen Linien schauen, die wir bei den Langobarden und Goten fanden und bei den Westgermanen voraussetzen können, wie wir anfangs zeigen konnten. Für annähernd die gleiche Zeit könnte man noch den Plan des Kaisers Karl anführen, alle Taten und Kriege der alten Könige, die uralten Gesänge darüber aufzeichnen zu lassen. Wäre dieses Werk nicht durch den Unverstand seines Nachfolgers Ludwig zerstört worden, um unser Wissen um die Vergangenheit unseres Volkes stünde es besser! In mühsamer Kleinarbeit müssen wir nun wenigstens versuchen, uns ein Bild zu machen, wie alles war, sich entwickelte und geschah. Nicht alle Lücken werden wir schließen können, aber doch wenigstens viele.

hier vielleicht aber auf eine uns sonst nicht bekannte ältere Spottfabel, ähnlich der früher genannten gepidischen, zurückgeht.

Die Erzählung von Albwins Tode ist sicher schon durch eine Sage beeinflußt, die vielleicht ursprünglich nur von der Rachetat einer Frau für ihren erschlagenen Vater und Bruder erzählt, wie sie auch in der Völsungensaga bei Signy zum Ausdruck kommt.

Sagenhafte Züge weist wieder die Werbung Autharis auf, sowie die Erzählung, wie sein Nachfolger durch ein Vorzeichen bestimmt und dann auch von der verwitweten Königin zu ihrem Gemahl gewählt wurde. Hier freilich ist der Gang der Entwicklung deutlicher zu erkennen. In Wahrheit dürfte wohl Herzog Agilulf nach dem Tode Autharis die Königswitwe in seine Gewalt gebracht und geheiratet haben. Vorzeichen und Auswahl durch den Rat, die fein geschilderte Szene, wie die Königin ihm ihre Absichten offenbart, sind wohl nichts anderes als späte Zutat, zum Teil beabsichtigte Erdichtung durch die engsten Anhänger, um die Volkstümlichkeit des neuen Herrschers zu erhöhen und seine Überrumpelungstat in Vergessenheit zu bringen.

Wir haben nicht die Absicht, die ganze Langobardengeschichte des Paulus Diakonus auf die Einzelheiten zu überprüfen, wo noch etwa altes Sagen-, Lied- und Überlieferungsgut stecken mag. Die Proben mögen genügen, um zu zeigen, wie die Überlieferung der Geschichte bei den Germanen in zwei Fällen, die wir näher überprüfen können, bis in die Zeit vor Zeitenwechsel zurückreicht.

Fassen wir einmal kurz das Wesentliche zusammen: das Grundgerippe beider Überlieferungen bilden Namenreihen der Herrscher, der Fürstengeschlechter. Daß auch sonst die Kenntnis des Stammbaumes vorauszusetzen ist, zeigen die persönlichen Bemerkungen sowohl von Jordanes als auch von Paulus. Der Ausgangspunkt beider Geschichten ist die Auswanderung aus Skandinavien, hierauf folgt der Wanderweg und zuletzt und am ausführlichsten die Besitznahme und Geschichte in der neuen und, wie wir sagen müssen, letzten Heimat. Reine Geschichte, wie wir sie heute in Geschichtswerken zu lesen gewohnt sind, finden wir natürlich nicht. Sagen klammern sich an die einzelnen Fürstengestalten und heben zum Teil ihre Eigenart noch stärker hervor oder suchen Geschehnisse, die sonst nicht recht verständlich wären, zu erklären. Nicht zuletzt sind es fast anekdotenhafte oder novellenartige Einschübe, die das Bild runden, farbiger und leuchtender machen.

Wie weit aber dürfen wir den Berichten trauen? Warnen nicht spätere Sagenkreise, wie die um Dietrich von Bern, vor solchen Erzählungen? Das Mißtrauen wäre berechtigt, wenn nicht ein ganz großer Unterschied festzustellen wäre. Hier lebt die Sage im Volk weiter, das den Helden hervorgebracht, an seinen Taten beteiligt war. Dort aber ist es nur mehr ein Nachklingen des Geschichtlichen; die Sage wird um so mehr zur Hauptsache, als es ja fremde Stämme sind, die das Erbe der toten Brüder weiterpflegen. Und dann kennen wir jene Sagenkreise erst aus späterer Überlieferung, die nicht mehr wie früher unberührt von der Geschichtsschreibung im ganzen Volk als Wahrheit schlummerte und weitergegeben wurde, sondern immer mehr und mehr auf die Bauern und Fahrenden beschränkt wurde. Die fahrenden Sänger der mittelalterlichen Zeit, die nicht mehr die Taten der Ahnen als Vorbild besangen, wie die Hofsänger vergangener Jahrhunderte, wollten unterhalten. Sie fügten wohl nach dem Wunsch des Hörers, mehr zu erfahren, manches an — besonders die märchenhaften Züge der Dietrich-Epen wären hier zu nennen — und wirkten so auch auf die an die Geschlechterfolge gebundene Überlieferung ein. Wir können dies ja auch im Norden verfolgen. Welch anderes Bild bietet die Thidrekssaga, die eine späte Verbindung und Aneinanderreihung verschiedener Sagenkreise und Überlieferungen ist, und die Heimskringla Snorris.

Ziehen wir diese zum Vergleich heran, dann ist schon aus der Einleitung der Bericht über die Quellen zu nennen: kundige Männer, Ahnenüberlieferung der Vorzeit, Skaldenlieder und Sagaweisungen: kurz gesagt, es sind die gleichen Quellen, die auch den Wer-

ken von Jordanes und Paulus Diakonus zugrunde liegen, wenigstens in den älteren Abschnitten auch ihnen allein ohne Einfluß von seiten der antiken Schriftsteller.

Auch die weitere Darstellung läßt sich vergleichen: wiederum sind es Genealogien, die das Grundgerippe bilden. Zur Ausfüllung dienen wieder neben reiner oder fast reiner Geschichte Sagen, Anekdoten und novellenartige Erzählungen. Könige, deren Leben unbedeutend war, werden nur kurz erwähnt, wie dies auch Paulus tut, während Jordanes die Namen verschweigt, obwohl sie bekannt gewesen sein müssen, wie seine Angaben, daß



Goldbrakteat aus Schonen

es etwa der fünfte König war, beweisen. Es ist ganz das gleiche Bild, wenn wir nur auf die großen Linien schauen, die wir bei den Langobarden und Goten fanden und bei den Westgermanen voraussetzen können, wie wir anfangs zeigen konnten. Für annähernd die gleiche Zeit könnte man noch den Plan des Kaisers Karl anführen, alle Taten und Kriege der alten Könige, die uralten Gesänge darüber aufzeichnen zu lassen. Wäre dieses Werk nicht durch den Unverstand seines Nachfolgers Ludwig zerstört worden, um unser Wissen um die Vergangenheit unseres Volkes stünde es besser! In mühsamer Kleinarbeit müssen wir nun wenigstens versuchen, uns ein Bild zu machen, wie alles war, sich entwickelte und geschah. Nicht alle Lücken werden wir schließen können, aber doch wenigstens viele.

Wie steht es aber mit der geschichtlichen Wahrheit? Wenigstens in den großen Zügen? Bei Einzelheiten sind ja immer Vorbehalte nötig, wie wir schon öfters sahen!

Beginnen wir bei Snorri. Der Beginn ist Kulturerzählung. Er steht freilich damit nicht allein. Das gleiche gilt für die Goten. Unter Gapt, dem Stammvater der Amaler, verbirgt sich Odin, dessen Beiname Gaut von Jordanes oder späteren Abschreibern des Werkes in Gapt verschrieben wurde. Und diese mythischen Anfänge des Fürstengeschlechtes kennen auch die angelsächsischen Königslisten, die zugleich für die Sachsen, Angeln und Jüten den Beweis geschichtlicher Überlieferung bieten. Heute sind es Listen, aber damals, als sie noch lebendes Volksgut waren, wurden sie sicher in ähnlicher Gestalt überliefert wie die Werke, die wir eben näher betrachteten. Von den weiteren Berichten Snorris können wir vieles nicht überprüfen. Erst dort, wo er geschichtlichen Boden betritt, zeigt sich seine Meisterschaft im vollen Licht. Wie groß aber auch sein Wissen um die ältere Zeit war, wie gut sich alte Nachrichten hielten, das zeigt vor allem auch seine Einteilung in Brandzeit und Hügelzeitalter. An sich konnte man dies ja auf zufällige Beobachtung bei Bodenausschachtungen erklären. Er schreibt aber ausdrücklich, daß das Brandzeitalter bei den Schweden und Norwegen länger gedauert habe als bei den Dänen. Und das konnte er nur aus mündlicher Überlieferung haben.

Hier wären noch die zahlreichen Schatz- und Grabsagen, die sich auf germanischem Boden immer wieder finden, zu erwähnen. Der ganze Fragenstoff ist zu wenig durchgearbeitet, um auf Einzelheiten eingehen zu können. Gewiß ist es aber, wie verschiedene schöne Funde zeigten, daß hinter vielen solchen Sagen tatsächlich Wahres steckt. Daß aus Bronze Gold wurde, daß der Inhalt viel prunkvoller und reicher in der Sage lebt, wundert uns ja nicht. Aber da es sich um Funde, die bis in die Bronzezeit zurückgehen, handelt, ist damit für die Volksüberlieferung viel gewonnen. An solchen Zeiträumen gemessen, sind die Veränderungen der Sage kaum nennenswert. Abgesehen von dem Beweis der geschichtlichen Volksüberlieferung und ihrer Treue, werfen diese Tatsachen öfters auch auf die Art der Landnahme Licht. Von den Unterworfenen, die bisher diese Kunde treu bewahrt hatten, wurde sie übernommen und weitervererbt. Dies bedingt nicht nur geschichtliches Interesse, sondern auch die Tatsache, daß bei der Landnahme die früheren Bewohner nicht vollständig verdrängt, sondern wenigstens zum Teil überschichtet wurden. Freilich, um große Mengen hat es sich dabei selten gehandelt. Einige wenige, die zurückblieben, genügten, um die Kunde weitergeben zu können.

Doch eins muß man bei diesem Fragenkreis berücksichtigen: nicht jede solche Sage muß echt sein; zum Teil handelt es sich da auch um ausgesprochene Wandersagen, die sich zufällig an diesem oder jenem Punkt festsetzen konnten. Es ist dies ja auch kaum anders zu erwarten und mindert den Wert der geschichtlichen Volksüberlieferung genau so wenig, wie wir sie verachten dürfen, wenn wir nachweisen können, daß das Bild des einen oder des anderen Königs mißraten ist oder gelegentlich vielleicht sogar zwei Könige vertauscht oder zusammengeworfen wurden. In Jahrhunderten und zum Teil Jahrtausenden, die durch solche Überlieferungen überbrückt wurden, zählt der einzelne wenig, wenn er nicht die letzte menschenmögliche Größe erreichen konnte. Und ein Jahrzehnt, oft ein Jahrhundert, in dem tote Ruhe herrschte, geriet in Vergessenheit: wir können sagen mit Recht!

Für Fragen aber, bei denen wir Snorris' Darstellung nicht näher überprüfen können, wo uns auch die Schatzsagen wenig weiterhelfen, dort ist es möglich, die Berichte des Jordanes und Paulus heranzuziehen. Beginnen wir bei Jordanes, so können wir seiner Heimatangabe ebenso zustimmen wie der Angabe engster Verwandtschaft mit den Gepiden. Auch der Wanderweg, der ebenso wie die beiden anderen Angaben durch die Untersuchung der Bodenfunde überprüft werden konnte, ist richtig. Die späteren geschichtlichen Teile lassen nicht so klar erkennen, welche Quellen hier den Ausschlag geben. Hier könnte nur

eine große Sonderuntersuchung helfen, um zu beweisen, daß in den wesentlichen Punkten die Überlieferung gut war.

Schwieriger steht es bei den Langobarden. Es spricht viel für die skandinavische Heimat, vieles, besonders Sprachliches, für die westgermanische. Es ist eine wirkliche Mischung beider Züge, die einen ruhigen und sicheren Entscheid noch nicht ermöglichen. Vielleicht aber gibt die Nachricht von der mehrmaligen Freilassung der Sklaven, die wohl kriegsgefangene Westgermanen waren, die Lösung: der eigentlich langobardische Kern kam aus Skandinavien, mischte sich aber dann so gründlich mit den westgermanischen Kriegsgefangenen, daß ein Kulturbild entstand, an dem beide Teile gleichermaßen beteiligt waren. Gewiß ein seltener Fall, der aber in den Jahrhunderten vor Zeitenwechsel nicht die Schwierigkeiten bot, wie in den späteren. Auch der archäologische Befund spricht für eine solche Deutung, wie er auch Angaben über die weiteren Wanderungen und Kämpfe bis auf wenige belanglose Punkte bestätigt. Das Bild, das wir vom geschichtlichen Wissen der Germanen schon in kurzen Strichen einer Übersicht geben können, ist ziemlich geschlossen. Es reicht von Skandinavien bis zu den Germanen in Italien, von den ersten Berichten über die Germanen überhaupt bis zu den letzten Zeugnissen, die niedergeschrieben wurden, ehe Gelehrsamkeit und Volk sich trennten und verschiedene Wege gingen.

Das Bild ließe sich in vielen, vielen Einzelheiten noch bereichern. Doch ist noch die Frage zu behandeln, wie es denn mit den Familiengeschichten Islands aussieht. Sind sie wirklich erst ein Erzeugnis der Insel? Vielleicht unter dem Einfluß irischer Gelehrsamkeit? Manches mag mitgespielt haben, aber aus dem Fehlen solcher Erzählungen auf festländischem Gebiete auf ihr Fehlen bei den Germanen überhaupt zu schließen, geht entschieden zu weit.

Was ist das Wesen der Familiensage überhaupt? Sie ist nicht schlechthin eine Familiengeschichte, denn sie umfaßt die ganze Sippe, greift auch auf andere Sippen über, wenn beide in irgendeine nähere Berührung kommen, und schildert vor allem auch die Zeitgeschichte. Der Rahmen umfaßt das Ganze, um das Besondere hervortreten zu lassen. Sie schildert aber nicht allein eine Generation, sondern deren viele. Und die Nennung der Ahnen am Beginn der Erzählung oder wenn eine neue handelnde Person eingeführt wird, zwingt zu dem Schluß, daß es nicht etwa nur wenige Sagas gab, sondern viel mehr, als uns bekannt geworden sind. Die ganze Anlage der Nennung verlangt ja von dem Hörer, daß er aus dem Namen heraus an das Wesen des Mannes erinnert wird, das er aus einer anderen Saga kennt. Das führt dazu, überhaupt ein reges Interesse an der eigenen und auch fremden Familiengeschichte anzunehmen, das in allen Menschen jener Zeit — wenigstens in Island — rege war. Unsere Sagas allein würden dies zwar schon fordern, aber nicht beweisen, denn sie sind ja durchweg die Sippengeschichten der isländischen Großen. Wenige nur fallen aus diesem Rahmen heraus. Sie sind freilich dann auch schon äußerlich leicht kenntlich: meist werden weniger oder fast keine Vorfahren genannt. Die Nennung wäre überflüssig gewesen. Für das Bild des Mannes hätte sich nichts ergeben. Denn nur durch die Verbindung des Namens mit einer Persönlichkeit wurde die Möglichkeit gegeben, das Wesen des Mannes, der hier als Nachfahre jener Männer in den Gang der Handlung eingeführt wurde, schon zu bestimmen, ehe er auftrat. Wie weit dieser Vererbungsglaube, um nicht zu sagen dies Vererbungswissen ging, soll bei anderer Gelegenheit geschildert werden.

Die isländischen Großen spielen die Hauptrolle in den meisten uns bekannten Sagas. Häufig sind sie auch Besitzer eines Godarts, oder dieses befindet sich wenigstens in der Sippe. Und hier ist der Punkt, wo sich die Brücke nach dem Festland schlagen läßt: die Vorfahren dieser Männer waren meist norwegische Hersen, Adelige. Vielfach wird schon in der Einführung des ersten Auswanderers auch die Reihe seiner norwegischen Ahnen genannt, wenn es der Aufbau der Erzählung zuläßt. Dies weist schon auf norwegische

Vorgänger der Saga hin. Es schlägt aber auch die Brücke zu den norwegischen Königsgeschichten und den Königsgeschichten überhaupt, denn die Vorfahren der späteren Großkönige und Alleinkönige, von denen diese Sagas ebenfalls berichten, waren ja Kleinkönige und Hersen! Daß uns das Gegenstück der Isländer-Saga auf dem Festland fehlt, ist einerseits durch ihr Aufgehen in den Königssagas, und andererseits durch die Auswanderung vieler Geschlechter zu erklären; außerdem waren die besonderen neuen Umstände, die durch das Alleinkönigtum geschaffen wurden, für die Erhaltung dieser Sagas wenig günstig. Auch die Christianisierung hat in Norwegen wesentlich anders gewirkt als in Island und keine so heimattreuen und geschichtsliebenden Geistlichen hervorgebracht wie Island, wo sie an der Aufzeichnung des alten Überlieferungsgutes großen Anteil hatten. Die Verbindungslinien von der Familiensaga zur norwegischen Königsgeschichte und Königsgeschichte überhaupt im einzelnen auszuführen, muß Aufgabe einer späteren Sonderuntersuchung bleiben. Hier genügt der Hinweis auf diese Verbindung, denn von der Königsgeschichte aus läßt sich der Bogen zu den West- und Ostgermanen spannen.

Die Verbindungslinien zu den Westgermanen sind dabei die schwierigsten, denn außer den Königslisten von England, die sicher nicht erst durch lateinisch beeinflußte Gelehrsamkeit entstanden sind, kann nur auf das, was über das geschichtliche Wissen im allgemeinen gesagt wurde, verwiesen werden. Besser liegt es bei den Ostgermanen, denn ein Vergleich zwischen den Königsgeschichten und den Werken des Paulus Diakonus und des Jordanes zeigt mancherlei Gemeinsamkeit, auf die schon zum Teil verwiesen wurde. Aber nicht nur die gleichen oder doch ähnlichen Quellen, das Ziel, die Taten der Herrscher zu schildern, rechtfertigt die Zusammenstellung. Auch die Art, wie die einzelnen Könige eingeführt werden, wenn sie aus einem anderen Geschlecht stammen, und einzelne Berichte über die Ahnen der Frauen sowie die Auswahl des Stoffes selbst, soweit es sich um ältere Könige handelt, gehören hierher. Gerade dort, wo in den Werken, die erst in Italien niedergeschrieben wurden, anekdotenhafte und novellenartige Züge stärker hervortreten, ist die Gemeinsamkeit nicht zu verkennen, trotz aller Unterschiede.

Darüber hinaus gibt es aber einige wenige Anhaltspunkte, die auf die Überlieferung von Familiengeschichte selbst hinweisen: sowohl Paulus Diakonus als auch Jordanes schalten an geeigneter Stelle den Bericht über ihre Ahnen ein. Zufällig mag es uns erscheinen, wenn wir ihre Werke für sich allein betrachten. Stellen wir aber die Verbindung mit den isländischen Sagas her, dann können wir dahinter das gleiche treibende Gefühl wie dort vermuten. Gewiß, die Einschübe sind kürzer, aber auch sie sind in die Schilderung ihrer Zeit eingebettet, gehen auf gleichartige mündliche Überlieferung zurück und unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß wir in Island die volle Gestalt vor uns haben, hier aber nur das Grundgerippe.

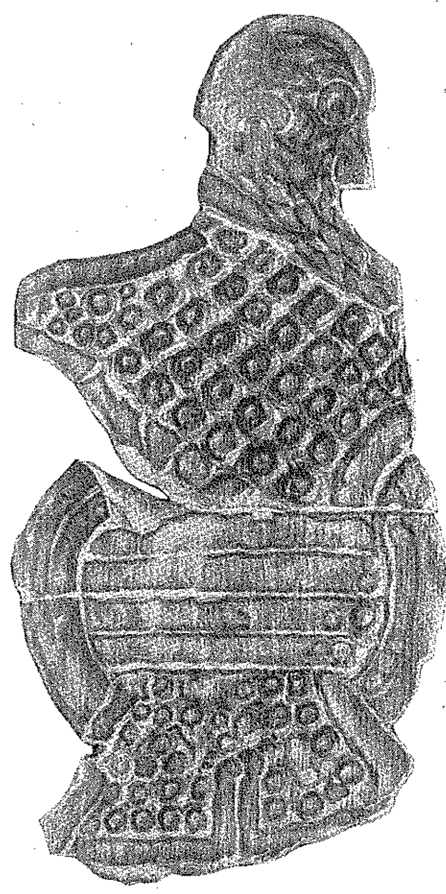
Es wäre verfrüht, auf Grund dieser wenigen Anhaltspunkte schon die Verbindung bewiesen zu sehen und die Überlieferung von Familiengeschichten nach Art der Island-Sagas bei allen Germanen für gesichert zu halten. In anderem Zusammenhang hoffe ich, den Beweis vorlegen zu können. Das halte ich aber auch jetzt schon für sicher: wir haben allen Grund zur Vermutung, daß die Wurzel der Isländer-Saga bei allen Germanen zu finden ist, wenn auch die Überlieferung und letzte Ausformung in Island auf ganz besondere Verhältnisse zurückgeht und auch manche Anregung von anderer Seite hinzugekommen sein mag.

Die meisten Glaubenslehrer verteidigen ihre Sätze, nicht weil sie von der Wahrheit derselben überzeugt sind, sondern weil sie die Wahrheit derselben einmal behauptet haben.

Lichtenberg

Zwei altdeutsche Heldenlieder und ihr Erneuerer

Von Karl Plenzat



Holzbildwerk der Wikingerzeit

Bei Oberflacht im südlichen Württemberg, am Fuße des Lupfen, ist das Grab eines germanischen Sängers aus dem 6./7. Jahrhundert gefunden worden. Der Tote ruhte in kunstvoll geschnitzter eichener Bettstatt, sein Haupt lehnte sich ans Schwert, und im Arme hielt er die sechssaitige Harfe...

Frühzeitforschung hat hier mit Schaufel und Spaten nach mehr als einem Jahrtausend einen Fund ans Licht gehoben, der das äußere Bild stolzer germanischer Vergangenheit aufschlußreich klärte und erhellte. — Auf anderen Wegen und mit anderen Mitteln hat deutsche Gelehrtenarbeit auch das Bild der geistigen Leistungen unserer Ahnen verdeutlicht, insbesondere uns jene Dichtung wieder erschlossen, die — eine ganze Welt heldischen Lebens und Erlebens spiegelnd — Offenbarung stolzer Unbeugbarkeit, spröder Beherrschung und jener Seelengröße ist, die ohne Wimperzucken dem von der Norne verhängten Schicksal entgegenschreitet. Von lebendiger Rede und Gegenrede getragen, wissen diese Heldenlieder den großen Augenblick heldischer Bewährung zu ihrem Mittel- und Höhepunkt zu machen; vorausliegendes weiterwirkendes Geschehen wird in der Regel mit hoher Kunst, die sich nur der des „analytischen Dramas" vergleichen läßt, rückblickend erhellt. Wortkarger Verzicht auf jede entbehrliche Einzelheit schafft jenen drängenden Zug, der wie der eherne Schritt des Schicksals selbst wirkt. In unvergeßbaren Bildern gewinnt seelisches Geschehen leuchtende Anschaulichkeit. Es ist adlige Kunst in edelster Form, getragen von adligem, nordrassischem Menschentum:

„Ein zuckend Leben, eine goldene Flut."

Daß diese Dichtung heut auch dem vertraut werden kann, der die älteren germanischen Sprachen und Mundarten nicht beherrscht — und das ist die Mehrzahl der Volksgenossen —, ist im besonderen das Werk Felix Genzmers. Seiner wortgewaltigen Kunst, die höchste Treue gegenüber der Urfassung mit unmittelbarer Wirkungskraft heutiger Sprache verschmilzt, die den Stabreim meisterhaft zu sinnvoller Gipfelung der Verszeilen und ihrer unauffälligen Verkettung nutzt, die mit der Silbenknappheit, die einst den altgermanischen Sängern eignete, die gleiche gehaltvolle Sinngeladenheit vermählt, ist es gelungen, den Ewigkeitsgehalt der Lieder von Wieland, Angantyr, Sigurd, Hamdir und anderen Helden wirklich lebendig und zur zeugenden Kraft für unsere Zeit werden zu lassen. — Und Felix Genzmer hat im Heldenlied-Bande seiner nicht hoch genug zu rühmenden Edda-Verdeutschung noch mehr getan: Aus nicht durch Stabreime

gebundenen Überlieferungen („Sögur") und lateinischen Nacherzählungen den Kern herausschälend, aus wortreichen Prosatexten also und wenigen altisländischen Verszeilen („Gesätzen") schenkte er uns das „Bjarkilied" und das „Ingjaldlied" neu. In ähnlicher Weise hat er die oft schmerzlich empfundenen Lücken im „Hunnenschlachtliede" und in der jüngeren Dichtung von „Sigurds Vaterrache" geschlossen.

In Eichblatts Deutschen Heimatbüchern läßt nun Felix Genzmer — diese Schätze einer Dichtung, die auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat, ergänzend und mehrend — zwei weitere, einst verlorengegangene Lieder erscheinen[1]. Und seiner umfassenden Kenntnis germanischen Geistes, germanischer Dichtung, germanischer Denk- und Anschauungsweise wie seiner wahrhaft schöpferischen Schau erwachsen das Rosimund- und das Iringlied in so überzeugender und vollendeter Weise, daß wir sie unbedenklich den übrigen Heldenliedern an- und einreihen können. In ausführlicher Einleitung berichtet er, welche Wege er bei seinen Neugestaltungen gegangen ist, welche Umstände sein Vorhaben begünstigten und welchen Grundsätzen er gefolgt ist. — Die nachstehenden Darlegungen versuchen, von dieser Arbeit und vom vollendeten Werk ein knappes Bild zu geben.

Von dem außerordentlichen Reichtum germanischer stabreimender Heldenlieder kennen wir etwa fünfzig Liedinhalte: zum altdeutschen Hildebrands- und englischen Hengestliede („Finsburgkampf"), zu den von isländischen Schreibern des 13. Jahrhunderts in ihrer Sprache geborgenen zahlreichen Liedern treten Nacherzählungen in Vers und Prosa (lateinisch und isländisch), buchepische Ausgestaltungen (englisch, lateinisch, deutsch) und nordische Prosawiedergaben deutscher Lieder (Thidrekſaga).

Das Rosimundlied ist in seiner Urgestalt verloren, aber von Paul Warnefrieds Sohn in seiner Geschichte der Langobarden verwertet. Sein Inhalt ist kurz folgender: „Albwin (die halbwelsche Form ‚Alboin' sollte aus unseren Schul- und Geschichtsbüchern endlich verschwinden!) zwingt seine Gattin Rosimund, bei einem Festmahl aus dem Schädel ihres von ihm erschlagenen Vaters, des Gepidenkönigs Kunimund, zu trinken. Die Königin gewinnt durch Preisgabe ihrer weiblichen Ehre den Rächer, den sie dann selbst durch Gift tötet. — Leider folgt der etwa 200 Jahre nach den Ereignissen berichtende langobardische Geschichtsschreiber seiner Quelle, dem alten Heldenliede, nicht so treu, daß der Erneuerer von ihm alle Einzelheiten übernehmen könnte. Felix Genzmer hat in scharfsinnigen Überlegungen[2], geleitet von sicherem Gefühl für das Echte und Ursprüngliche, alles Entstellende und den Geist germanischer Heldendichtung Verfälschende ausgeschieden und so den Aufbau dieses langobardischen Liedes festgestellt. Es umfaßt vier handelnde Personen: Albwin, Rosimund, Helmichis und Perdeo[3], und fünf Auftritte: das Trinkgelage, das Gespräch Rosimunds mit Helmichis, den Bettauftritt, Albwins Ermordung und den Gifttod der Heldin und ihres Werkzeuges Helmichis:

„Lärm war in der Halle
des Langbardenkönigs:
es kreisten die Hörner,
die Krieger tranken;
Gold verteilte
der gabenmilde Fürst,
der Herrscher im Hochsitz,
an die Heldenschar."

[1] Zwei altdeutsche Heldenlieder von Felix Genzmer. Bd. 119 der Buchreihe „Eichblatts Deutsche Heimatbücher". Leipzig, Hermann Eichblatt, 1937.

[2] Vgl. seine Abhandlung „Das Rosimundlied" im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen", 75. Jahrgang, 142. Band (1921), S. 1—8.

[3] Alle diese Namen sind ebenso wie die Stammesbezeichnungen Langobarden und Gepiden auf der ersten Silbe zu betonen.

So setzt das Lied ein und umreißt bei aller Knappheit seiner Ausdrucksweise ein lebensvolles Bild des frohen Gelages, bei dem die Königin selbst den Edlen auf der Hochbank die goldenen Becher füllt. Trunkenen Mutes, vom Gefühl seines Sieges getragen, erhebt der König seine Stimme. Dem Mundschenken befiehlt er, aus dem Schrein den silbergefaßten aus Kunimunds Haupt gefertigten Schädelbecher zu holen:

„Der Kelch dünkt mich
eines Königs wert!"

Er preist den gefällten Feind, rühmt seinen Sieg über den Erschlagenen, der Land und Leute an ihn verloren hat, und er befiehlt Rosimund, die ihm oft des Vaters Verlust geklagt habe, das Unerhörte: fröhlich mit ihrem toten Erzeuger zu trinken!

„Die Herrschertochter
hob die Schale,
die weißglänzende,
und vom Wein trank sie.
Dann sprach die Lichte —
es lohte ihr Auge:
‚Dieses Trunkes
gedenkt man lange!'"

Und wie dieser — unübertrefflich einleitende, zurückliegendes Geschehen blitzartig erhellende — Auftritt in den bedeutungsschweren zwei Redezeilen Rosimunds gipfelt, so gipfelt der folgende sich unmittelbar ihm anschließende Auftritt in der Weigerung dessen, den sie zum Werkzeug ihrer Rache ersehen hat und dem sie nach beendetem Mahle mit zweckhaftem Lock- und Schmeichelworte entgegengetreten ist. —

„Frevelnd forderst du
furchtbare Tat:
mit dem Schwert zu erschlagen
geschworenen Eid,
dem besten Gebieter
böse zu lohnen",

so entgegnet ihr Helmichis. Und sein Verhältnis zum Könige darlegend, fährt er fort:

„Arm war ich einst,
zu Albwin kam ich;
in seine Gefolgschaft
nahm der Fürst mich auf.
Auf der Hochbank sitz' ich,
dem Herrscher als nächster:
Treue will ich wahren
dem trefflichen Herrn."

Wie der Treue unwissentlich treulos, wie der Schuldlose unwissentlich schuldig wird, das zeigt der dritte Auftritt dieses Liedes. Helmichis glaubt im Dunkel der Nacht, die Magd der Königin zu umarmen. Doch sie selbst ist es, die mit der Dienerin die Ruhestätte getauscht hat. Ihre Stimme klingt im Morgengrauen an des Bestürzten Ohr: Erwach, Helmichis, vom Wahn und Schlummer! Nicht mit der Magd, mit Albwins Weib hast du das Lager geteilt. Ihm, deinem König, hast du die Treue gebrochen. Dich wird er töten, fällt ihn nicht vorher dein Schwert! — Helmichis aber gedenkt bestürzt geschworener Eide und findet endlich den Ausweg:

„Wir müssen Perdeo
zum Morde reizen,
den raschen Recken,
den riesenstarken:
nicht sprengte er Blut
in die Spur mit uns;
nicht hemmt seine Hand
heiliger Treuschwur."

Den Königsmord kündet der nächste Auftritt. Zum schlummernden Albwin tritt Rosimund. Wach auf! ruft sie ihm zu, Ungemach naht! Ein starker Streiter wird meinen Gram rächen! Dein Schwert habe ich an den Bettpfosten gebunden, Speer und Schild aus deinem Gemach fortgetragen! — Doch Albwin tritt dem starken Perdeo mit rasch ergriffenem Schemel entgegen. Als das kalte Eisen des Feindes ihm die Brust durchbohrt, läßt er ihn schmetternd auf das Haupt des Neidings niedersausen. Sterbend sinkt er auf des Knechtes Leiche und spricht erlöschenden Atems:

„Hastig zur Rache
dünkt mich Rosimund."

„Da lachte kurz
Kunimunds Tochter."

So schließt — wieder mit zwei vielsagenden, bedeutungsschweren Zeilen — der vierte Auftritt. Und noch gellt uns dieses Gelächter im Ohr, da drängt schon die Handlung weiter: dem Ende entgegen, der heldischen Bewährung und Rechtfertigung dieser sich zu dämonischer Größe emporreckenden Frauengestalt, die den geliebt hat und noch liebt, dem sie doch den Tod bringen mußte, um der mutwillig heraufbeschworenen Blutrache, um der ihr angetanen Kränkung willen. Sie tritt in die Halle, Helmichis entgegen, der nun an Albwins Stelle herrscht. Im funkelnden Becher bietet sie ihm den Heiltrunk: Lang lebe der Langbardenkönig! — Einen tiefen Zug tut der und lädt die Sonnenlichte ein, ihm zur Seite zu sitzen, Ehre und Trunk mit ihm zu teilen. Da muß er die bitteren Hohnworte hören, er gleiche Albwin nur wie die Krähe dem Aar! Des Heldenmütigen, des Unvergeßlichen Mörder sei er, und was er getrunken habe, sei sein letzter Becher gewesen: den Todestrank habe Rosimund ihm und sich selbst gemischt. Alles habe sie der Rache geopfert: die eigene Ehre wie Albwins, des Edelsten, Leben.

„Not schuf die Norne;
nimmer säum' ich:
selber leer' ich
den sühnenden Trank."

„Ein zuckend Leben, eine goldene Flut" ... Diese Worte, die ich einleitend zur Kennzeichnung des germanischen Heldenliedes verwandte, drängen sich wieder auf die Lippen, nachdem diese wilde und doch so gehaltene, diese leidenschaftlich bewegte und doch nur das harte Gesetz heldischer Selbsterfüllung gestaltende Dichtung verklungen ist. Wer mit den Maßstäben einer von den „Idealen" knechtsseliger Selbstverleugnung, feiger Selbstverdammung und im Staube kriechender Zertretenheit bestimmten „Sittlichkeit" an sie herantritt, wird sich entsetzt vor ihr bekreuzigen. Wer Sinn für heldische Tat, für ein aufrechtes, mutig-stolzes Dasein hat, das um seines Seelenadels willen nicht anders kann, als dem Gebot der Bewährung vor dem einfachen Gesetz in der eigenen Brust zu folgen, der weiß es: auch in diesem Lied pulst das Herzblut der Germanen, deren Erbe weiterzutragen, unser Schicksal und unsere Aufgabe ist.

* * *

Den Inhalt des Iringliedes hat uns die Sachsengeschichte des Widukind von Corvey erhalten. „Es ist das Urlied von dem später auch im Nibelungenepos auftretenden Helden Iring, der seinen Herrn, den Thüringerkönig Irminfried, verräterisch tötet, aber gleich darauf auch rächt, indem er auch den Anstifter, den Frankenkönig Theuderich, erschlägt. Daß Widukind hier ein Heldenlied ausgeschrieben hat, wird klar, wenn man seine Darstellung mit den älteren Geschichtsquellen vergleicht. Aber auch hier kennen wir den Inhalt des verlorenen Liedes, und auch von diesem fehlt uns ein Mittelstück, wo Widukind aus einer anderen Quelle schöpft. Da aber der Geschichtsschreiber mehrere Reden, die im germanischen Heldenliede bekanntlich die Höhepunkte der Darstellung bilden, fast wortgetreu wiedergibt, konnte versucht werden, wenigstens die allgemeine Stilstufe dieses Liedes zu erreichen." (Felix Genzmer in „Forschungen und Fortschritte", 12. Jahrgang, Nr. 16 vom 1. Juni 1936.)

Aus dem Baustoffe, den Widukinds Sachsengeschichte bietet, die er vierhundert Jahre nach dem geschichtlichen Ereignis, dem Untergang des thüringischen Königreiches im ersten Drittel des sechsten Jahrhunderts, geschrieben hat, gestaltet Genzmer ein Heldenlied „im Stil der mittleren Zeit und mittleren Umfangs, in seiner Art dem Wölundliede und dem Hamdirliede, seiner Länge nach dem alten Atliliede der Edda vergleichbar". — Wie immer in der Heldendichtung, geben die großen geschichtlichen Ereignisse auch hier nur den Hintergrund des Geschehens. Vor ihm vollzieht sich die menschlich-seelische Verstrickung, aus der sich des Helden Antwort an das Schicksal gebiert.

Zwei Personengruppen läßt das Lied auftreten, wie seine Handlung auch zwei Schauplätze besitzt. Dem thüringischen Kreise gehören König Irminfried und seine Gattin Amalberga wie der alte Krieger und Ratgeber Iring an; die fränkische Gruppe bilden König Theuderich, der der Kebssohn König Hugos und der Halbbruder der Thüringerkönigin Amalberga ist, und der Königsbote Thankwart. Dieser vermittelt zwischen beiden Gruppen. — Theuderichs unechte Herkunft und Amalbergas Echtbürtigkeit werden Angelpunkte des Geschehens.

Die fünf Personen treten uns in sieben Auftritten von verschiedener Länge entgegen, und nur in zweien davon ist Iring nicht persönlich anwesend. Jedoch auch das, was in ihnen geschieht, ist wichtig für das seelische Geschehen in der Brust dieses Helden des Liedes, das seinen Namen trägt.

Königin Amalberga hat ihn zu sich rufen lassen. Er, Irminfrieds Schwertwart, der treueste Gefolgsmann, könne allein ihr raten und helfen in harter Not. — Was ist's, fragt er, das dir, Königin, das Auge in Tränen schwimmen läßt, was kränkt deinen Mut? — Und aus Amalbergas Klage erfahren wir die Vorgeschichte der Handlung: des Frankenkönigs Hugo, ihres Vaters, Tod, die Besteigung des Hochsitzes durch Theuderich, den Bastard, den Halbechten, den Magdsohn, und seine Botschaft, die Thankwart überbracht habe: Gaben und Bündnis biete er dem Thüringerkönige, erkenne dieser Theuderich als rechtmäßigen Herrscher der Franken an.

„Doch gebührt es dem Bastard,
der Burgen zu walten,
der Recken und der Rosse
und des reichen Hortes?
Amalbergas Erbgut
könnte alles sein,
entreißt dem Räuber
das Reich mein Gatte."

Kurz nur ist Irings Antwort auf Amalbergas Rede:

„Nicht soll Trauer tragen
die Thüringerfürstin.
Das schwört der Königin
der Schwertwart des Königs
— achte auf den Eid,
Irminfrieds Gattin! —:

Höher sei Irminfried
als Hugos Bastard,
mächtiger sei Irminfried
als der Magdgeborene!
Dafür hafte mein Haupt,
das halte mein Schwert!“

Als es zum Abend geht, beginnt auf der Thüringerburg das Gelage, das dort dem fränkischen Königsboten zu Ehren veranstaltet wird. Von der Hochbank der Halle erhebt sich dieser, um auch den versammelten Edlen seine Botschaft zu künden: Bündnis und Freundschaft bietet er im Namen seines Herrn dem Thüringerkönig und Spangen, Ringe Gewande und Waffen seinen Gefolgsmannen. Nicht einer der Edlinge rät ab, das Angebot anzunehmen, bis sich Iring erhebt: Sechzig Sommer und sechzig Winter habe er gesehen, fernhin sei er durch die Gaue der Völker gefahren — doch nimmer habe er gehört, daß ein König sein Reich um Ringe verkaufe. Höhnisch hebt er hervor, der Dirnensohn Theuderich habe kein Anrecht an Hugos Erbe. Marken und Mannen, Hort und Habe seien mit seinem Tode Amalberga und ihrem Gatten Irminfried zugefallen. — Zwangsläufig muß nun der Thüringerkönig dem Boten antworten: Sag deinem Herrn, ihm, dem Knechtgeborenen, hätte es eher geziemt, um Freiheit zu bitten, als sich König zu nennen.

„Traurig sprach da Thankwart,
Theuderichs Bote:
‚Verloren hätte ich
hier lieber mein Haupt,
eh' so heilloses Hohnwort
ich hören mußte.

Doch kann dir's künden
des Königs Gesandter:
Blut wird fließen
beider Völker,
bis weggewaschen
das Wort der Schmach.‘“

Der dritte Auftritt spielt am Hof des Frankenkönigs. Thankwart bringt seine Unheilsbotschaft, und Theuderich lacht höhnisch: Ungesäumt will ich aufbrechen und Irminfried meine Knechtsdienste an seinem eigenen Hofe anbieten. Kein Recke soll daheim bleiben: bis zum zwölfjährigen Fechter, bis zum zweijährigen Fohlen sollen Mann und Roß mir ins Thüringerland folgen!

Den nun unvermeidlichen Kampf übergeht das Lied. Dafür zeigt sein vierter Auftritt den Wächter auf dem Turm der Thüringerburg und neben ihm die ungeduldige Königin. Kehrt das Heer der Thüringer noch immer nicht heim? fragt sie und muß die Antwort hören: Wohl sehe ich im Westen Staub aufsteigen, aber es ist kein Heer mehr, das siegreich naht. Zwei Reiter allein, Irminfried und Iring, sprengen rastlos auf rauchendem Rosse dem Burgtor zu!

Und nun steht Amalberga in der Halle den beiden Männern gegenüber. Hohnworte spricht ihr Mund. Sieglos nennt sie den Gatten und meineidig seinen Ratgeber Iring:

„Schlecht hielt den Schwur
sein Schwert und seine Hand:
höher als Irminfried
steht nun Hugos Bastard,
mächtiger als Irminfried
ist der Magdgeborene.“

Der besiegte König sendet Iring zu Theuderich, Frieden vom Frankenkönig zu erflehen. Treue will er ihm schwören, die Hälfte seines Hortes will er ihm ausliefern.

Mit dieser Botschaft tritt der Geschmähte vor den Frankenkönig. Arglistig sucht dieser den Gedemütigten zur Ermordung seines Herrn aufzustacheln. Ruhm und Reichtum verheißt er ihm. Und als Iring die Freveltat weigert, als er ihm erklärt, nicht meineidig, nicht treulos werden zu wollen, hört er die tückische Antwort: Meineidig bist du ja schon genannt worden, weil dein Herr feig vor den Franken floh. So hause denn in Unehren und in Armut bei denen, die dir Schmach schufen, diene in Demut der Frau, die nur Hohnworte für dich, deines Herrschers Schwertwart, hat!

„Stumm stand Iring,
der alte Streiter;
er biß den Bart,
er ballte die Faust.
Lange schwieg er,
leise sprach er:
Erfüllt wird, was du forderst,
Frankenkönig.“

Wir ahnen, was in seiner Seele vorgeht. Und wie dieser Treulose doch die Treue wahrt, wie dieser Eidbrüchige doch seinen Schwur erfüllt, das lehrt der gewaltige Schlußauftritt des Liedes.

Theuderich thront auf dem Hochsitz seiner Halle, umgeben von seinen Helden. Da führt Iring ihm Irminfried zu. Und als der Thüringerkönig vor dem siegreichen Herrscher das Knie beugt, um ihm den Treueschwur zu leisten, da stößt Iring seinem eigenen Herrn den Stahl in den Rücken. — Verachtet bist du bei allen Menschen, ruft ihm der trugvolle Franke zu, ich habe keinen Teil an deiner Tat! Verfemt sollst du sein und gebannt ob deiner Blutschuld. Flieh, noch ist die Bahn frei! — Doch der Recke erwidert:

„Mit Recht bin ich verhaßt,
wo Recken hausen;
mit Fug bin ich verfemt,
wo Völker wohnen:
denn gedient hab' ich dir
und deinem Trug.
Doch eh' fort ich fahre
des Friedlosen Weg,
ein ruchloser Berater,
will ich rächen meinen Herrn.“

Zum zweitenmal hebt er sein Schwert, und jetzt trifft er Theuderich mit tödlichem Streich. Den vom Throne Gestürzten stößt er vollends die Stufen hinab, Irminfrieds

Leiche aber hebt er empor und bettet sie vor dem Hochsitz. Blutbespritzt reckt sich der Held empor; ein unvergeßbares Bild, steht er mit bloßem Schwerte vor den beiden Getöteten, und seine Worte dröhnen über die Reihen der bestürzten Franken:

„Höher ist Irminfried
als Hugos Bastard:
unterm Fuße liegt ihm
der Franken Lenker;
mächtiger ist Irminfried
als der Magdgeborene:
im Tod noch hat der Thüring
Theuderich besiegt.

Das saget Amalberga,
der Erbin Hugos:
eidbrüchig, hat Iring
den Eid doch gehalten;
treulos, hat Iring
die Treue doch bewahrt!"

Mit schmerzlichem Grimm schwingt er sein Schwert; blutig bahnt er sich durch die Schar der Franken den Weg zum Tor:

„So rächte der Recke
den reichen König."

Es bedarf nicht vieler Worte, die Größe und Bedeutung des Iringliedes aufzuzeigen. Auch diese Dichtung ist zum Bersten voll von tiefem Wissen um heldische Art und heldisches Sein, auch sie ist große dichterische Schau, die unverlöschliche Bilder zu entwerfen versteht. Auch in ihr klopft „unser eigener Puls: unsere fährlichste Klippe, wenn wir feig sind, unser stolzester Flug, wenn heldischer Sinn uns beseelt[1]"!

Mit Nachdruck sei betont, daß diese Heldenlieder Sprechdichtung, nicht Buchdichtung sind. Nur dem, der sie laut sprechend nachgestaltet, erschließt sich ihr tiefster Sinn, nicht dem, der stoffhungrig lesend, eilig über Druckzeilen mit den Augen hinweggleitet. Dem Sprecher (und dem Hörer) allein wird es aufgehen, wie wesensgemäß auch der heutigen Sprache noch die Form dieses Liedes ist: wie der Stabreim die Sinngipfel jeder Zeile hervortreten und aufleuchten läßt, wie er die Kurzverse zu Langzeilen verhaftet, wie die wechselnde Silbenzahl der Zeilen — keinem mechanischen Schema untertan — lebendige Einheit von Gehalt und Gestalt schafft: hier bedeutsam gedehnte Längen, dort anstürmende Auftakte gebend. Es ist ja diese Form nichts anderes als die künstlerische Steigerung der unserer Sprache, die stets ihre Stammsilben betont, an- und eingeborenen sinnschweren Folge von Hebungen und Senkungen. — Zu wünschen wäre, daß diese wie die übrigen von Genzmer erneuerten Lieder vor festlich lauschenden Mengen unserer Volksgenossen von berufenen Wortkünstlern gesprochen würden, und daß unsere Tondichter für solche Feierstunden eine ebenso bescheiden dienende wie heldisch-herbe Musik schüfen, die die Lieder nicht etwa melodramatisch zu untermalen, wohl aber sie einzuleiten, zu beschließen und in ihre einzelnen Auftritte zu gliedern hätte. Dann wäre auch dem Hörer Raum und Anreiz geboten, das eben berichtete Ereignis mit Hirn, Herz und nach innen schauendem Auge nachzugestalten und in seiner Bildkraft wie seinem Sinngehalt zu erleben.

[1] Friedrich Wolters und Carl Petersen, Die Heldensagen der germanischen Frühzeit. 4. Aufl. Breslau, Hirt, 1936, S. 8.

Wintersonnenwende in der Symbolik des Kivik-Grabes

Von J. O. Plaßmann

Die Wandzeichnungen aus der bronzezeitlichen Grabkammer zu Kivik in Schonen gehören zu den wichtigsten bildhaften Denkmälern der germanischen Vorzeit. Wie so oft, so hat freilich auch hier rohes Unverständnis bald nach der Entdeckung das Wichtigste zerstört und uns nur frühe Nachbildungen hinterlassen, aus denen wir mühsam die ursprüngliche Gestalt wiederherstellen müssen. Das Grab wurde 1748 beim Abräumen eines Steinhügels entdeckt; man hat es zerstört, um aus seinen Steinen eine Mauer aufzuführen. Von Grabfunden wurde nur ein silbernes Messer, eine Art von Münze, ein Metallstab und einige Knochenreste bekannt. Erst bei der Wiederherstellung des Grabes in neuerer Zeit wurden noch die Reste eines Bronzegefäßes entdeckt. Zwar wurde das Grab zwischen 1750 und 1780 von einigen Gelehrten, die seine Wandzeichnungen abzeichneten, aufgesucht, aber die Steinplatten selbst wurden währenddessen weggeholt und zu Bauten verwendet. Eine von ihnen wurde in eine Mühle eingemauert, wo man sie vor einigen Jahren wiederentdeckte, um sie notdürftig wieder zusammenzusetzen. Heute ist das Grab Eigentum der schwedischen Regierung, die ein Dach über der offenen Steinkiste anbringen ließ, denn die Decksteine waren verlorengegangen.

Die Steinkiste mißt heute 3,80 Meter in der Länge, 0,90 Meter in der Breite und 1,20 Meter in der Tiefe. Diese Maße überschreiten etwas die in der Zeit der Entstehung — der III. Periode der Bronzezeit — üblichen; dies und die ungewöhnliche künstlerische und sinnbildliche Ausschmückung lassen auf die Ruhestätte eines Mannes von hohem Range schließen. Die zeitliche Einordnung begegnet allerdings einigen Schwierigkeiten. Der Stein I mit den großen Axten, die für den Zeitansatz wichtige Anhaltspunkte ergäben, ist verlorengegangen. Wir kennen ihn nur aus älteren, in Einzelheiten nicht ganz zuverlässigen Zeichnungen. Vieles spricht dafür, daß wir das Grab der II. oder III. Periode der Bronzezeit zuweisen können. Almgreen (Nordische Felszeichnungen, S. 222) setzt es frühestens in das Ende der II. Periode, mit größerer Wahrscheinlichkeit in den Anfang der III. Dafür spricht auch die Untersuchung der Lurendarstellung, die H. Schmidt (P. Z. VII, 142) in die III. Periode setzt. Auch das Bronzegefäß spricht nach Nordén (Ord och bild 42/1933) für die II. oder den Anfang der III. Periode. Aus alledem ergibt sich für den Bau des Grabes eine Zeitspanne von etwa 1500 bis 1200 v. Ztw. In der Nähe fand sich eine mittelgroße Schiffsetzung, woraus H. Güntert (s. u.) den Schluß zog, daß es in den Bereich einer größeren Kult- und Begräbnisstätte des östlichen Schonen gehört.

Über die Bedeutung der Zeichnungen auf den einzelnen Steinplatten sind mancherlei Mutmaßungen aufgestellt, die Jan de Vries (Altgermanische Religionsgeschichte I., S. 138—140) zusammenstellt. Zuletzt hat H. Güntert (Altgermanischer Glaube, Heidelberg 1937, S. 1—35) sich damit beschäftigt. Bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes und der Verschiedenheit der Auffassungen, die in der Einstellung zur germanischen Religion überhaupt herrschen, ist man dabei freilich nicht zu eindeutigen Ergebnissen gelangt. Die Deutungen leiden allesamt unter der Tatsache, daß man schwer einen innern Zusammenhang zwischen den verschiedenen Darstellungen herstellen kann; wenigstens sind alle Versuche dieser Art unzulänglich geblieben. Was wollte der Künstler oder sein Auftraggeber, der dem Toten diese Darstellungen mit ins Grab gab, damit ausdrücken? Auf welcher „Stufe" der religiösen „Entwicklung" standen die Menschen damals überhaupt? Allgemein ist man von der angeblich feststehenden Tatsache ausgegangen, daß etwa ein „Menschenopfer" den unerläßlichen Mittelpunkt aller germanischen Kultfeiern bilden müsse.

Ich will auf die verschiedenen Deutungen hier nicht im einzelnen eingehen, sondern

von den acht Steinplatten diejenige herausgreifen, die eine schon äußerlich geschlossene Darstellung aufzuweisen scheint. Es ist die Platte 8, die gemeiniglich unter der Bezeichnung „Kulthandlung“ geht (Abb. 1) und eine größere Anzahl menschlicher Gestalten zeigt. Ich glaube, daß sich alles, was auf dieser Platte dargestellt ist, in einen einheitlichen Sinnzusammenhang bringen läßt, wenn man für die Einzelheiten die richtige Deutung findet, und wenn man vor allem bedenkt, daß Almgreen auch aus vielen anderen Darstellungen auf Felszeichnungen germanisches Brauchtum nachweisen konnte, das heute noch lebt. Wir können also in der Annahme der Dauerüberlieferung weiter gehen, als man es in diesem Falle bisher gewagt hat. So ergibt sich eine Reihe von Kulthandlungen, oder vielleicht besser brauchtümlichen Handlungen, die wir allesamt mit dem Brauchtum und dem Mythos der *Wintersonnenwende* in Zusammenhang bringen können.

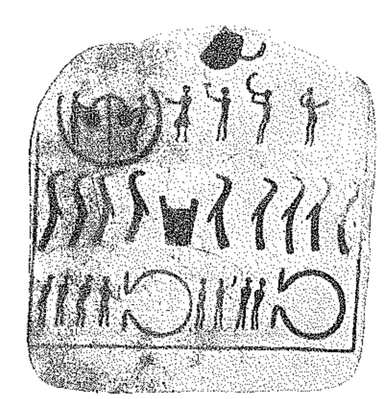


Abb. 1. Wand 8 im Kivikgrab

Die oberste Reihe zeigt links in einem nach oben offenen Halbbogen zwei Männer, die offensichtlich mit Hilfe eines unten mit Gewichten beschwerten Bügels eine senkrechte Stange drehen. In diesem Falle ist man sich allgemein darüber einig, daß hier eine *Feuerbohrung* dargestellt wird, wie sie nachweislich zum Bestande der wintersonnenwendlichen Bräuche gehört hat. Wenn dieser Brauch, wie O. Huth (Janus S. 70ff., insbes. S. 73) nachgewiesen hat, ursprünglich von Zwillingen oder ersatzweise von gleichaltrigen Trägern des gleichen Namens ausgeführt wurde, so wird der Zusammenhang mit dem Kulte der Dioskuren deutlich, der mit dem wandalischen Kult der Alci und ähnlichen indogermanischen Kulten zusammengehört und daher in eine sehr frühe Zeit zurückverlegt werden kann. Wenn die Sitze der Wandalen in späterer Zeit in Vendsyssel im nördlichen Jütland nachzuweisen sind, so hat doch von jeher eine Völkerbewegung von Schonen in Richtung auf die späteren dänischen Inseln und Jütland stattgefunden; in dieser Richtung sind ja später auch die Dänen selbst vorgedrungen.

Rechts von den Feuerbohrern steht nun eine Gestalt, die sich durch das deutlich gezeichnete kurze Röckchen zweifellos als eine *Frau* kennzeichnet. Sie weist mit der einen Hand auf die Feuerbohrer hin; die Beine sind nach auswärts gebogen, wodurch wohl sinnbildlich eine Öffnung des Schoßes angedeutet wird. Dieser Sinn wird noch klarer, wenn man die Gestalt rechts davon betrachtet: einen Mann, der mit der Rechten einen Hammer oder eine Axt erhebt. Im Gesamtzusammenhang kann das kaum etwas anderes sein als die Hammerweihe der Braut oder Frau, die sich in Spuren bis in unsere Tage erhalten hat. Der Hammer wird der Braut in den Schoß gelegt oder geworfen; so in Thrymskviða 30 (nach Genzmer):

Da sagte Thrym, der Thursen König:
„Bringt den Hammer, die Braut zu weihen!
Leget Mjöllnir der Maid in den Schoß!
Mit der Hand der War weiht uns zusammen!“

Die Stelle ist besonders beziehungsreich, weil es hier der Hammer Donars selbst ist, mit dem die Brautweihe vollzogen werden soll. Die Vorstellung hat sich noch lange, bis in die christliche Zeit hinein, gehalten, denn bei Frauenlob sagt Maria (Ausgabe v. Ettmüller, 1847; S. 7): „Der smit vom Oberlande warf sînen hamer in mîne schôz.“ Sie meint damit zwar den christlichen Gott, der aber auch in diesem Falle einen wesentlichen Zug des Germanischen gewahrt hat. So zeigt uns eine Felszeichnung der Bronzezeit (Abb. 2) die Gestalt des Hammerschwingers (es kann auch die Axt sein; bei der steinzeitlichen Hammeraxt ist ja beides vereinigt), der mit dem geschwungenen Beile das Brautpaar segnet. Die Stelle bei Frauenlob lautet jedoch wie eine Erklärung zu unserem Kivik-Bilde.

Daß der *Schmied* dabei die Rolle des alten Hammerschwingers Donar-Thor übernimmt, ist sehr naheliegend; hat sich doch in dem Privileg des berühmten Schmiedes von Gretna Green in England, der junge Paare ohne weiteres vor seinem Amboß trauen durfte, die Brautweihe mit dem Hammer bis in unsere Tage erhalten (es ist erst vor wenigen Monaten aufgehoben worden). Der „smit vom Oberlande“ dürfte eng verwandt sein mit dem griechischen Demiurgos, dem Weltbaumeister, von dem auch *Hephaistos* einige Züge angenommen hat. Auf eine weitere Beziehung des Schmiedes zum Fruchtbarkeitsritus komme ich sogleich noch zurück. Die Weihe mit dem Beile, die der mit dem Hammer völlig entspricht, scheint noch in der Äußerung des Baumgarten in Schillers Tell (I, 1) gemeint zu sein: „Und mit der Axt hab' ich ihm 's Bad gesegnet“, was sich auf den Burgvogt Wolfenschießen und seinen geplanten Ehebruch mit der Frau Baumgartens bezieht. Ich vermute eine Beziehung zur Tätigkeit des Schmiedes auch in der Inschrift der Nordendorfer Spange: „Loga þore Wodan wigi þonar Awa Leubwinie“. Was E. Fehrle übersetzt (Deutsche Hochzeitsbräuche, Jena 1937, S. 38): „Lohe durchglühe! Wodan und Donar sollen die Weihe geben! Awa ihrem Leubwin.“ Obschon diese Übersetzung unsicher ist, so kann sich „Loga þore“ doch vielleicht auf das Schmiedefeuer beziehen; ich möchte dabei auch an den Hephaistos oder Vulcanus denken, der ja das Feuer selbst ist. So ist es vielleicht auch kein Zufall, daß in dem Liede von Donars Brautfahrt, Thrymskviða, *Loki* als Bote in Freyjas Federgewand die trügerische Hochzeit vermittelt. Ja, von hier geht eine unmittelbare Beziehung zu Wieland dem Schmied, der sich zuletzt selbst im Federgewande in die Luft hebt, nachdem zu Beginn des Wielandliedes von seiner Melusinen-Ehe mit der Schwanenjungfrau Herwör erzählt wurde; eine Episode, die man mit dem übrigen Inhalt des Liedes nicht recht hat in Zusammenhang bringen können. Vielleicht ist aber ein Teil von Wielands Rache, das Beilager mit Bödwild, noch ein ferner Nachklang des alten Fruchtbarkeitsmythos um den Schmied. Im Wölundlied wird das nur angedeutet, doch enthält die Erzählung in der Thidreksaga (Thule XXII, S. 139) eine bemerkenswerte Stelle: „Sie trat in die Schmiede und bat ihn, den Ring heilzumachen. Er aber sagte, *zuvor wolle er etwas anderes schmieden*, verriegelte die Tür fest und legte sich zu der Königstochter.“ Mir scheint, hier spielt noch die Vorstellung von dem Schmiedehammer als Fruchtbarkeitssinnbild deutlich hinein. Auch die Wahl des Donnerstages als Hochzeitstag, der sich bis in unsere Zeit erhalten hat, läßt deutlich die alte Beziehung erkennen.

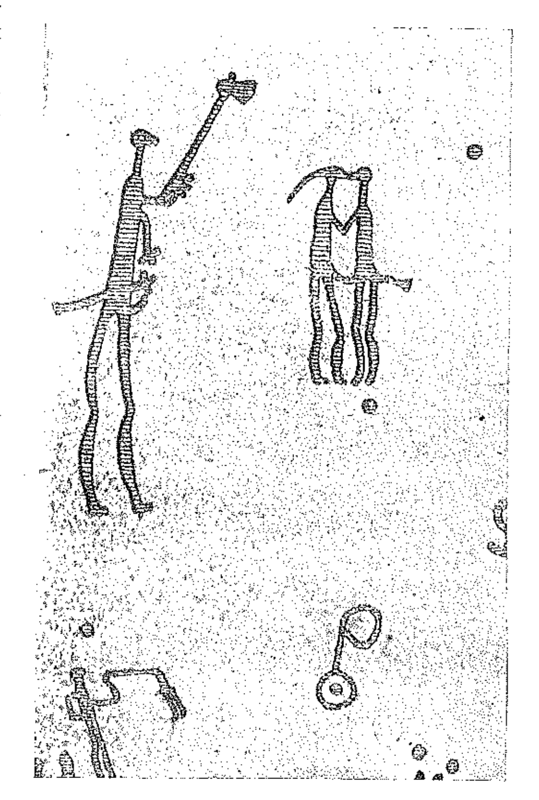


Abb. 2

Nun ist freilich die Beziehung dieser Brautweihe oder Schoßweihe zur Wintersonnenwende nicht ohne weiteres ersichtlich. Es ist dabei aber doch zu bedenken, daß der Mythos von Donars Axthieb oder Hammerschlag in den Bereich der Wintersonnenwende, das heißt der Jahresspaltung gehört; so zeigt uns ein Felsbild den Axtschwinger, der die Axt gegen einen geteilten Kreis schwingt (Abb. 3), in dem wir sicher die spätere (angelsächsische) Rune „Jahr" sehen können (vgl. H. Arntz, Handbuch der Runenkunde, S. 133). Über den Mythos der wintersonnenwendlichen Steinspaltung werde ich noch eine eigene Untersuchung schreiben; hier muß ich mich auf die Andeutung der Zusammenhänge beschränken.

Was aber durchaus in den Rahmen der mittwinterlichen Bräuche gehört, das ist das *Lurenblasen*, das auf der Darstellung rechts oben von zwei Männern ausgeführt wird. Wir dürfen in diesen beiden Lurenbläsern — an der Deutung ist kein Zweifel — wohl eine Entsprechung zu den zwei Feuerbohrern sehen. Wie O. Huth (a. a. O. S. 81) nachgewiesen hat, ist die Bohrung des neuen Feuers ein Brauch, der eng mit der Wiedergeburt des Lichtes in der Wintersonnenwende zusammenhängt. So ist auch das Hörnerblasen zur Mittwinterzeit ein Brauch, der sich bis heute gehalten hat; die „Mittwinterhörner" treten noch paarweise auf, besonders in Overyssel und auch noch in den angrenzenden westfälischen Gebieten (vgl. Reckels, Volkskunde des Kreises Steinfurt, S. 125f.). Auch das Neujahrsblasen hängt gewiß damit zusammen. Sind aber die Bilder rechts und links eindeutig zum Mittwinterbrauch gehörig, so dürfen wir dies auch von der mittleren Szene, der Hammerweihe, annehmen; zumal der Zusammenhang mit den übrigen Szenen noch deutlicher wird. Die Roßweihe am Stephanstag wird ja auch mit dem „Hammersegen" in Beziehung gebracht.

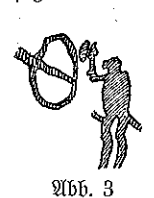


Abb. 3

Am leichtesten hat man sich die Deutung der mittleren Gruppe gemacht, und sie ist gerade die wichtigste. Da man sich aus unerfindlichen Gründen eine germanische Feier ohne „Menschenopfer" anscheinend nicht vorzustellen vermag, so hat man in den neun merkwürdig stilisierten Gestalten *Priesterinnen* sehen wollen, die um einen *Opferbottich* stehen. Schuchhardt (Alt-Europa 3, S. 208) behauptet kurzerhand: „In der Mittelreihe stehen langbekleidete Frauen um den Bottich mit Opferblut." Diese Deutung läßt sich nun durch nichts näher begründen, und es fehlt der Zusammenhang mit jeder sonst bekannten Darstellung oder mythischen Überlieferung. Auch wenn man etwa an eine Bierkufe denkt, so führt es noch nicht an einen weiteren und tieferen Zusammenhang heran. Die Gestalten treten nun in der gleichen Anzahl schon auf der Wand 7 auf, nur daß hier eine mit erhobenen Armen den Zug, der sich in Richtung auf Wand 8 zu bewegt, anführt. Die Tracht der Frauen — denn um solche handelt es sich sehr wahrscheinlich — kann man ungefähr in der weiblichen Tracht auf dem Bilde einer rituellen Hochzeit in Hoghem, Kr. Tanum., Ksp. Bohuslän, wiederfinden (vgl. Mannus 7/1915, S. 68). In der Mittelreihe stehen nun vier von diesen Gestalten links und fünf rechts von dem Gegenstand, in dem ich nach Form und dem zu erschließenden Sinngehalt eine *Wiege* vermute. Die Gesamtdarstellung würde dann jene aus Mythos und Märchen bekannte, uralte und weitverbreitete Szene wiedergeben, in der die Nornen oder die weisen Frauen an die Wiege des Neugeborenen treten, um ihm ihre verschiedenen Gaben zu schenken.

Dieser Mythos, dessen letzten Ausläufer wir in unserem Dornröschenmärchen kennen, ist bekanntlich auch in nordischen Überlieferungen bezeugt. Da er eng mit der Vorstellung der *Wiedergeburt* zusammenhängt, so ist seine Darstellung in der Grabkammer besonders sinnvoll. Auch die Beziehung auf die Wintersonnenwende ist eindeutig, wie die nordischen Überlieferungen erkennen lassen. Unter diesen steht das jüngere Lied von Helgi Hundingsbana an erster Stelle; es schildert zu Beginn die Geburt des Helden:

Urzeit war es, Aare schrien,
von Himmelsbergen sank heiliges Naß,
da hatte Helgi den hochgemuten
Borghild geboren in Bralunds Schloß.

Nacht war's im Hof, Nornen kamen,
sie schufen das Schicksal dem Schatzspender:
Der Herrscher hehrster sollte er heißen,
der ruhmreichste Recke werden.

Die Szene ist eng verwandt mit der im Märchen von Dornröschen; im Helgiliede fehlt freilich die böse Fee, die hier nach den guten das Unheil verkündet; andeutungsweise hat ein Rabe diese Rolle übernommen. Den gleichen Motivbestand finden wir aber in der Erzählung vom Nornagest wieder (10. Kap.): „Mein Vater war reich an Geld und Gut und lebte reichlich in seinem Hause. Da zogen wahrsagende Weiber durch das Land, welche Wölwen genannt wurden und den Leuten ihr Lebensalter weissagten, weshalb diese sie zu sich ins Haus luden, sie gastlich bewirteten und ihnen beim Abschied Geschenke gaben. Mein Vater machte es auch so, sie kamen mit großem Gefolge in sein Haus und sollten mein Schicksal weissagen. *Ich lag in der Wiege*, als dies geschehen sollte, und zwei Wachslichter brannten neben mir. Da huben sie ihren Spruch an und weissagten mir, ich würde glücklicher werden als meine Voreltern und als die Söhne der Häuptlinge im Lande, und versicherten, es werde mir in allen Dingen wohl gelingen. Der Wölwen oder Nornen waren drei, und die jüngste dünkte sich von den beiden anderen nicht genug geehrt, weil jene sie bei einer Weissagung von solcher Wichtigkeit nicht befragt hatten ... Hierüber ward sie äußerst zornig, rief laut und entrüstet und gebot, mit den mir so günstigen Weissagungen innezuhalten: ‚denn ich bescheide ihm, daß er nicht länger leben soll, als die hier bei dem Knaben angezündete Kerze brennt'." Nornagest lebt nun dreihundert Jahre; er trägt das Licht bei sich, das die gute Norne ausgelöscht und ihm gegeben hat, bis er es selbst anzündet und abbrennen läßt.

In den drei Nornen sind leicht die „tres sorores" wiederzuerkennen, denen nach Burchard von Worms nächtlicherweise Teller mit Speisen aufgestellt wurden. Der Zug, daß das Leben von einem brennenden Lichte abhängt, kehrt in Grimms Märchen vom „Gevatter Tod" wieder (Nr. 44) und erinnert an die griechische Sage von Meleager. Bei der Höhle mit den Lichtern, in die der Gevatter Tod seinen Paten führt, könnte man leicht an eine Grabkammer denken. In den Helgiliedern ist nämlich zu erkennen, daß die Geschichte von Helgi („der Unverletzliche") ein Wiedergeburtsmythos[1] ist. Er wird ja durch *Dag* mit dem Speere Odins im „Fesselhaine" durchbohrt, in dem man längst den heiligen Hain der Semnonen[2] wiedererkannt hat, den man nur gefesselt betreten durfte. Wenn Helgi bei der Zusammenkunft mit seiner Gattin, der Walküre Sigrun, im Grabhügel dieser vorwirft, ihre Tränen fielen „blutig auf seine Brust", so erinnert das wieder an das Märchen vom Tränenkrüglein und zeigt überhaupt, wie stark die Erinnerung an die vorchristliche Grabvorstellung noch in diesen Überlieferungen lebt.

Im Nornagest treten drei Nornen an die Wiege des Neugeborenen, im Dornröschen sind es zwölf (die dreizehnte ist die Unheilbringerin), und im Kivik-Grabe sind es neun.

[1] Das Lied von Helgi Hundingsbana hat den Zusatz: „Das war in alter Zeit Glaube, daß Menschen wiedergeboren werden konnten. Jetzt aber heißt das alter Weiber Wahn. Von Helgi und Sigrun erzählt man, daß sie wiedergeboren seien; er hieß da Helgi Haddingenheld (Haddingjaskati) und sie Kara Halfdanstochter". Das Lied von Helgi Hjörwardssohn sagt ähnlich: „Von Helgi und Swawa heißt es, daß sie wiedergeboren seien". (Vgl. K. A. Eckhardt, Irdische Unsterblichkeit, Weimar 1937, S. 8f.)

[2] Auf die suebischen Semnonen deutet auch der Name Swawa, den die Gemahlin des Helgi Hjörwardssohn führt. Der Gedanke der Wiedergeburt aus dem Grabe scheint schon in dem Namen Helgi selbst ausgedrückt zu sein. Vgl. vorige Anmerkung.

In jedem Falle sind es also eine oder mehrere Dreiheiten. Die Neunzahl finden wir nun in einem wichtigen Zusammenhang (mit Heimdallr) in der kürzeren Völuspa 7:

Einer erstand in Urtagen,
allgewaltig aus Asenstamm;
des Speeres Gebieter gebaren neun
Riesentöchter am Rande der Erde.

Manches erinnert darin an die Anfangsstrophen des jüngeren Helgiliedes; es mag auch die Vorstellung von der neunfachen Geburt ursprünglich auf ein geschautes Bild, wie das im Kivikgrabe, zurückgehen. Übrigens wechselt auch die Zahl der Walküren zwischen neun und zwölf; man denkt dabei auch an die neun Töchter Ägirs und auch an die neun Musen, die ja den jungen Dionysos in Obhut nehmen, nachdem er in einer Höhle geboren worden ist. Viele dieser heute rein mythisch oder märchenhaft gewordenen Züge dürften auf eine ursprüngliche kultische Wirklichkeit zurückgehen; und ich möchte annehmen, daß es entsprechend den Männerbünden auch weibliche Bünde mit bestimmten Aufgaben gegeben hat, die auf diesem Gebiete gelegen haben mögen.

Ganz besonders auffallend ist nun die Tracht der neun „Nornen". Wenn nicht offenbar weibliche Gestalten damit gemeint wären, so könnte man an aufgerichtete Schwäne denken; und ich möchte wenigstens die Möglichkeit erwägen, ob hier nicht die neun Jungfrauen als Schwanenjungfern auftreten. Die Walküren tragen ja das Schwanengewand, und im Wielandliede, mit dem wir schon einen gewissen Sinnzusammenhang herstellen konnten, sind es drei Schwanenjungfern, die sich den drei Brüdern gesellen. Wenn der Schmied in den Männerbünden große Bedeutung hat (vgl. O. Höfler, Kultische Geheimbünde I, 54, Anm. 190) und es bei den Jungfrauen etwas Entsprechendes gab, so könnte hier eine gegenseitige Beziehung zwischen beiden in der Dichtung erhalten sein. Denn die untere Reihe der Wand 8 gibt eine Szene wieder, die sicher in den Kultbrauch der Männerbünde gehört.

Auch diese Darstellung entspricht in der Zahl der Gestalten dem Aufzug in der linken oberen Ecke des Steines 7. Die Zeichnung ist ähnlich, doch ist auf Stein 8 eine Verdoppelung oder Zweiteilung der Mannschaft zu sehen. Vier Mann stehen vor einem Zeichen, das wie ein liegendes griechisches Omega aussieht; rechts davon ist noch einmal fast das gleiche dargestellt. Soweit man auf eine Deutung dieser Darstellung nicht überhaupt verzichtet hat, griff man wieder zu dem bewährten „Menschenopfer": es sollen drei Männer sein, die von dem vierten, der als Schwertträger erscheine (vielmehr scheint er einen Stab zu tragen), geopfert werden sollen. Erst de Vries (a. a. O.) kommt einen Schritt weiter, wenn er darin die Wiedergabe einer kultischen Handlung vor dem Tore eines angedeuteten heiligen Bezirkes sieht. Er verweist dabei auf Holwerda in „Oudheidkundige Mededeelingen uit 't Rijksmuseum van Oudheiden te Leiden", Nr. 6 (1925), S. 84, der bei Grabungen in der Nähe von Grabfeldern Grundrisse fand, deren Gestalt zu denen der isländischen Tempel paßt, die gelegentlich aber auf hufeisenförmige Anlage schließen lassen. Diese Deutung, so ansprechend sie zunächst erscheint, erklärt aber nicht die Zweizahl der Zeichen. Man kann zwar annehmen, daß damit eine fortschreitende Handlung dargestellt ist, aber von einem eigentlichen Fortschreiten ist sonst nichts zu sehen.

Ich möchte daher an eine andere brauchtümliche Handlung denken, die mit der Feier der Wintersonnenwende in engem Zusammenhang steht, nämlich den Durchzug durch zwei Tore, der in der Überlieferung von der Wilden Jagd bis heute lebt, und den Otto Huth (Janus, Bonn 1932, S. 68 ff.) ausführlich dargestellt hat (vgl. auch O. Huth, Der Durchzug des wilden Heeres, Arch. f. Rel.-Wiss. XXXII/1935). Wie alle Durchgangs- und Durchkriechriten dürfte auch dieser eigentlich eine sinnbildliche Wiedergeburt darstellen, wobei ursprünglich der Durchgang durch das Grab gemeint gewesen sein

mag; denn man findet den Brauch auch an Dolmen und Gräbern. Die Vorstellung von der Jahrespforte (Janus und janua) stellt den Zusammenhang mit dem wintersonnenwendlichen Brauche her. So wird das neue Feuer auch im Tore gebohrt und angezündet (O. Huth a. a. O. S. 81), bei den Tscherkessen im Tunnel (a. a. O. S. 83), und bei den Südslawen wird das Feuer wenigstens in einem dunklen Raume gebohrt (a. a. O. S. 83, Anm. 379). Daß der Zeichner die beiden Tore in der Form des nach links offenen Omega darstellen mußte, ergibt sich aus folgender Erwägung: er mußte das Tor, um es überhaupt sichtbar zu machen, von der seitlichen zur vorderen Ansicht umkehren; um aber den Einmarsch zu kennzeichnen, mußte er die offene Seite den vier Männern zukehren.

Die vier Männer gewinnen durch diese Deutung einen ganz anderen Sinn. Der Träger des Stabes dürfte der Anführer sein, denn auch beim Wilden Heere trägt der Warner, der unter dem Namen der getreue Eckart bekannt ist, einen Stab. Auch im sonstigen Brauchtum pflegt der Führer einer Gruppe als Abzeichen einen Stab zu führen, der mit der Lebensrute verwandt sein dürfte. Wenn nun die gleiche Szene zweimal dargestellt zu sein scheint, so ist damit eben der Durchzug das erste und durch das zweite Tor dargestellt oder der Eintritt und der Austritt aus einem doppeltorigen Kultraum.

Ein Überblick über die gesamten Darstellungen des Steines 8 ergibt also einen Sinngehalt, der sich auf die Erweckung neuen Lebens und auf die Wiedergeburt des Toten aus dem Grabe bezieht: die Bohrung des neuen Feuers (bedeutet auch hier der nach oben offene Bogen eine Feuerentzündung im Tore?) und entsprechend die Weihe der Frau (der Mutter des wiedergeborenen Helden?) mit dem Hammer; die Mittwinterhörner, die neun Nornen an der Wiege des Neugeborenen (Helgi, Nornagest) und endlich der Durchzug der Mannschaft durch die beiden Tore, der ebenfalls als wintersonnenwendlicher Wiedergeburtsritus gedacht ist. Mir scheint, diese Deutung ist ungekünstelt und lebensnah genug, um die Verbindung mit den viel später aufgezeichneten Mythen der Vorzeit zu sichern.

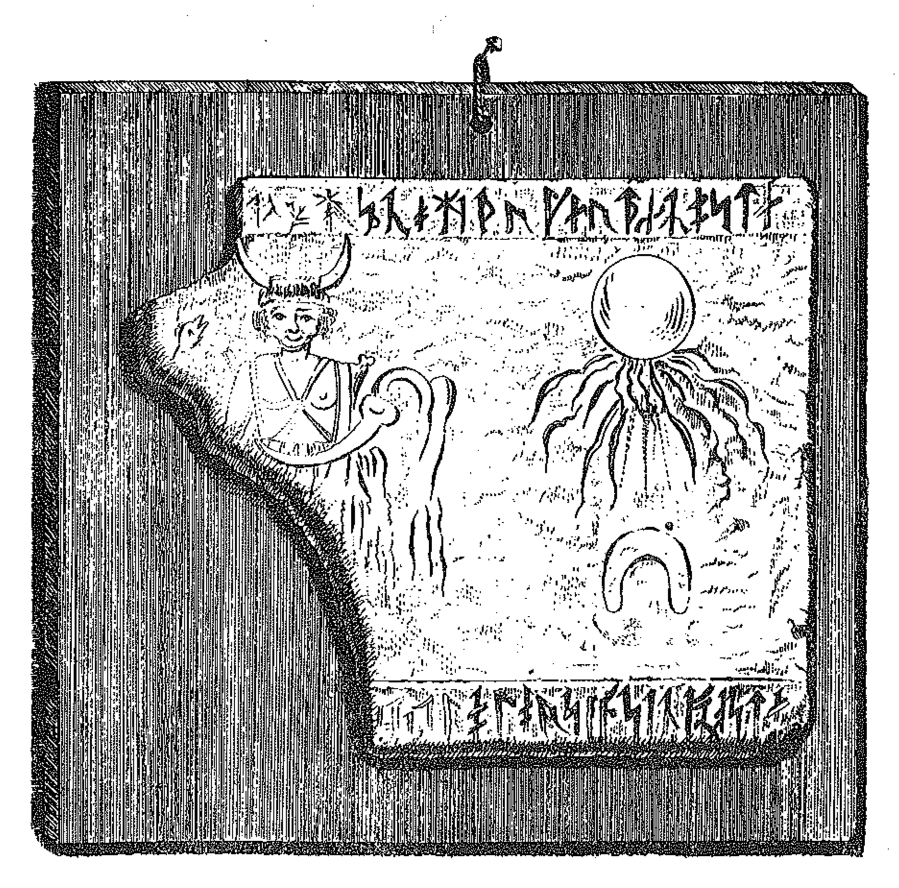
Es folgen weitere Untersuchungen zum Kivik-Grab von Gilbert Trathnigg, der mir auch für diese Arbeit wertvolle Hinweise und Belege gab.

Zum Ostastein

Von Edmund Weber

Als Wilhelm Teudt in seinem Werk „Germanische Heiligtümer" die Abbildung des sogenannten „Ostasteins" veröffentlichte, hat er weithin anregend gewirkt. Ungelehrte Runenliebhaber und gelehrte Runenfachleute haben den Stich prüfend daraufhin betrachtet, ob er ein echtes Stück oder eine jener Fälschungen aus romantischem Übereifer, wie sie das 18. Jahrhundert zahlreich hervorgebracht hat, darstelle und ob es sich um Hausmarken, wahre Runen oder um willkürliche Spielereien handle. Der Reiz des Geheimnisvollen hat so manchen Runenfreund gelockt, die Zeichen des Stiches zu enträtseln. Da aber das Urbild des Stiches vor langer Zeit nach Helmstedt an die Universität gesandt worden und dort verlorengegangen sein sollte, also eine Nachprüfung des Stiches nicht mehr möglich war, so hielten die Runenfachleute ihre Zeit und ihre Arbeitskraft wohlverständlicherweise für zu kostbar, um sie an eine so ungewisse und unsichere Sache zu wenden.

Als mir 1931 der Stich in Teudts Werk zuerst vor Augen kam und ich ihn aufmerksam betrachtete, stutzte ich. Ich hatte 1929 im Britischen Museum zu London Runenstudien getrieben und war dabei auf das Kammgehäuse von Lincoln aufmerksam geworden, das die Inschrift trägt: „[Einen] guten Kamm machte Thorfastr" und nach der Gestalt seiner dänischen Runen mit Sicherheit — laut Prof. Dr. Otto v. Friesens freundlicher



Der Ostastein

Auskunft an mich — in die Mitte oder die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts gesetzt werden kann. Die Zeichen für A und O dieses Denkmals fand ich auf dem „Ostastein" wieder und ersah daraus, daß die Zeichen des Stiches nicht „altsächsische" Runen sein konnten, sondern nordische sein mußten, sofern es sich überhaupt um Runen handelte. In dieser Erkenntnis bestärkte mich das Vorhandensein eines „gestochenen (punktierten)" K in der oberen Reihe und je eines „späten" N in der oberen und der unteren Reihe. Damit war die Entstehung des Urstücks, falls es echt war, in das 11. Jahrhundert gerückt. Das reizte mich, meine Untersuchung der Zeichen fortzusetzen. Aber ich verhehlte mir auch die Schwierigkeiten dieses Beginnens nicht: war doch ein großer Teil der noch deutlichen Zeichen offenbar arg entstellt, so daß ihre Auffassung als Hausmarken oder Spielereien durchaus begreiflich war.

Zum Glück entsann ich mich, daß W. C. Grimm in seinem Buch „Über deutsche Runen" 1821 einen im „Bragur", Bd. 6, 1798, vom Freiherrn Karl v. Münchhausen aus seinem Familienbesitz veröffentlichten Kupferstich eines Runendenkmals erwähnt hat. Ich beschaffte mir den Bragur-Band und sah, daß ich in dem Kupferchen das Vorbild des von Teudt aus Stracks „Wegweiser um Eilsen" übernommenen Stiches vor mir hatte.

K. v. Münchhausen hat zu der Geschichte seines Denkmals angegeben: „Es ist dieses ein ohngefähr gegen Ausgang des 15. oder mit Anfang des 16. Jahrhunderts in den schaumburgischen Hauptgebürgen, dem Sündel und Hohenstein, gefundener Stein oder eine große irdene Scherbe, mit Figuren und Runschrift. Tief im rauhen Gebürge hatte ihn ein Bach

zu Tage gespühlt. Die Abbildung davon, auf Holz gemalt — so wie sie hier beygefügt ist — fand sich in der Rüst- oder Rumpelkammer einer der Münchhausischen Burgen wieder. Einer von des Verfassers Vorfahren, namens Ludolph, mit dem Beynamen der Gelehrte, erwähnt auch dieses Steines in einer alten Handschrift, betitelt: ‚meyne Lebende und Reysende' (Mein Leben und meine Reisen) und bemerkt dabei, daß er den Stein kopeyen lassen und das Konterfei vielen Gelehrten gezeigt habe, welche aber die Schrift nicht gut hätten deuten können. Der Stein, sagt er, sei sehr versandet und verrieben gewesen... Die Figuren schienen mit einem Messer oder Griffel in den Stein gezogen zu sein, da er noch nicht gebrannt und also wohl noch weich gewesen; also auch die Schriftzeichen."

Diese Mitteilungen des Freiherrn boten mir die für den Ansatz meiner Untersuchung unerläßlichen Fingerzeige. Das verlorene Urstück war danach offenbar gar kein „Stein" im wörtlichen Sinne, sondern eine gebrannte Tontafel gewesen. Infolgedessen hielt und halte ich es für geboten, nicht mehr von einem „Ostastein", sondern nur noch von einer „Runenbildtafel" zu sprechen. Das Kupferchen des Verfassers ging auch nicht auf das Urstück selbst zurück, sondern auf eine gemalte Kopie. Das Vorbild des Malers hatte längere Zeit in einem Bach gelegen und machte einen stark verschliffenen Eindruck. Dafür zeugt auch noch die Wiedergabe. Nun war der Maler sicherlich kein Runenkenner. Mag er noch so gewissenhaft und treu nachgeschaffen haben, was er vor Augen hatte — eine handgeschaffene Kopie ist kein Lichtbild und daher Unzulänglichkeiten unterworfen. Hier ergab sich also eine erste Fehlerquelle, die ich in Rechnung setzen mußte. Als Werkstück aus Ton war das Urstück weiter selbst drei Fehlerquellen ausgesetzt gewesen, die der Werkstoff bedingt: jede Tonware ist beim Brande Verzerrungen und der Bildung von Höckern und Bläschen ausgesetzt. Ich wußte das, ließ es mir aber zur Vorsicht noch von einem Fachmann der Preußischen Staatlichen Porzellanmanufaktur bestätigen. Die fünfte Fehlerquelle war endlich der Verschliff im Bach.

Ich bin 1931 nach Hessisch-Oldendorf gefahren, um mir die angegebene Örtlichkeit des Fundes am Fuße des Hohensteins anzusehen. Der Hohensteinbach, der im Volksmunde „Blutbach" genannt wird, besitzt Gefälle und führt Kiesel- und Sandgeschiebe. Eine längere Lagerung einer Tonplatte in seinem Bett mußte in der Tat recht starke Abschleifungen ergeben.

Die Burg, in deren Rumpelkammer das Urstück aufgehoben worden sein soll, könnte nach einer Mitteilung von zuständiger Seite Remeringhausen gewesen sein. In W. Hiekes Führer[1] „Wohin wandern wir?" fand ich, daß ein Renaissanceschloß der Familie von Münchhausen in Hessisch-Oldendorf aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt; sollte es an der Stelle einer früheren Burg errichtet worden sein, so könnte das Fundstück auch dort gelagert haben, denn der Blutbach und der Hohenstein sind ja von Hessisch-Oldendorf am leichtesten zu erreichen.

Unter steter Berücksichtigung der Fehlerquellen suchte ich zunächst den Runenwert der noch einigermaßen deutlichen Zeichen zu ermitteln. Das ergab für die obere und die untere Reihe je 17 Buchstaben. Wegen der Einzelheiten dieser Untersuchung verweise ich auf meinen Auffatz „Die Runenbildtafel vom Süntel"[2]. Die Stäbe der unteren Reihe schienen sich lesen zu lassen als lousi isin frosta. Diese Worte konnten eine spätaltsächsische Deutung mit dem Sinn „Löse die eisigen Fröste!" gestatten, was gut zu dem strahlenden Sonnenball der Platte gestimmt hätte. Mißlich aber war, daß die Lesung des einen J sehr fragwürdig war und überdies in frosta eine Yr-Rune mit dem Lautwert R im Inlaut gestanden hätte, wo eine Reidh-Rune erwartet werden mußte. Zu diesen Bedenken kam, daß die Zeichen der oberen Reihe keine entsprechend annehmbare altsächsische Lesung und Deutung ergeben wollten.

[1] Ausflüge ins Weserbergland und zum Teutoburger Walde. Bad Oeynhausen.
[2] Zeitschrift für Volkskunde. N. F. III, Heft 3, 1932. S. 272—279.

Ich unterbreitete meinen Befund Herrn Prof. Dr. Gustav Neckel. Er machte mich freundlicherweise darauf aufmerksam, daß oben zwei Binderunen und unten eine vorhanden wären und daß es ihm gelungen sei, aus den Stäben oben die Worte thu ga ut, thatr os herauszuschälen; sie seien richtiges Dänisch des elften Jahrhunderts und dürften sich auf die gehörnte Gestalt beziehen, denn sie bedeuteten: „Du gehe hinaus, das ist der Ase (Odin)!"; die wiederholten Silben lo, si und ta am Schlusse dürften magisch aufzufassen sein.

Neckels Verbesserung meiner Lesung gaben der oberen Reihe das nordische Gepräge, das ich bis dahin vermißt hatte. Die Sprache stimmte nunmehr zu den von mir als nordisch festgestellten Runen. So verzichtete ich auf meinen altsächsischen Deutungsversuch und schloß mich der magischen Auffassung der unteren Zeile an. Daß viele der nordischen Runendenkmäler magischen Inhalts sind, ist ja bekannt. Und war die Sprache der oberen Zeile dänisch, so konnte die untere Reihe nicht altsächsisch sein.

Wegen der Zeitechtheit der Runen entschied ich mich für die Echtheit des ursprünglichen Fundstückes. Ich bin seitdem in meiner Auffassung bestärkt worden durch zwei weitere Feststellungen. Eine Runenbildtafel aus Ton als Ofen- oder Herdplatte schien einen Sonderfall (ein Unicum) darzustellen. Aber in Homeyers Leitwerk[1] fand ich S. 61: „Auf Poel kamen Hausmarken auch über den Haustüren auf einer Tafel aus gebranntem Ton eingemauert vor." Damit ist der Runenbildtafel vom Süntel die Einmaligkeit genommen und die Verwendung von Tontafeln als niederdeutscher Brauch belegt.

Auf der Bildtafel tritt dreimal die U-Rune in halber Höhe der übrigen Stäbe auf. Ich fragte dazu 1932: „Wie soll der eigenartige Fall erklärbar sein, daß die U-Zeichen kleiner geschnitten sind als die übrigen? Hätte ein Fälscher derartiges gewagt?" Seitdem fand ich auf dem Rökstein[2] eine Reihe von U-Zeichen, bei denen der Beistab mehr oder minder tief unter der Spitze ansetzt. Einmal steht sogar ein U da, bei dem der Hauptstab auch nur die halbe Länge erreicht. Mag man das in diesem Fall gut durch Raumenge und Rücksicht auf eine Rahmenlinie erklärt sehen, so beweisen doch diese Zeichen, die um 850 u. Ztr. gemeißelt worden sind, eine Neigung zur Vereinfachung und gelegentlichen Verkürzung der alten U-Rune. Der Rökstein ist in dieser Hinsicht sozusagen eine Vorstufe zur Runenbildtafel. Es offenbart sich auch hier ganz wie bei den O-, T- und N-Zeichen der Bildtafel, daß ihr Hersteller — meiner Vermutung nach ein Däne, der in der Süntelgegend als Töpfergeselle arbeitete — in einer Übergangszeit lebte, in der ein Ringen verschiedener schwedisch-norwegischer und dänischer Runenreihen sich abgespielt hat. Soll man wirklich annehmen, daß ein Fälscher des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts ausgerechnet auf Vorbilder aus jener Zeit der Schwankungen im Runengebrauch um 1100 verfallen sein kann?

Neckel hat in seinem Aufsatz „Die Runen" in den Acta Philologica Scandinavica 1938 S. 106 geschrieben: „Auch bei den Zeichen einer Tafel aus gebranntem Ton — des sogenannten Ostasteines, den zuerst der Freiherr Karl von Münchhausen 1798 aus dem Besitz seiner Familie veröffentlichte — handelt es sich um Beispiele der jüngeren Runenreihe, genauer um dänische aus der Zeit um 1100, wie Edmund Weber 1931 zeigen konnte." Diese Worte des Berliner Germanisten offenbaren, daß in den sechs Jahren seit der Veröffentlichung meiner Untersuchung kein beachtlicher Versuch unternommen worden ist, sie wissenschaftlich zu erschüttern.

[1] Die Haus- und Hofmarken, Berlin 1870.
[2] Isa von Schönaich-Carolath, Runendenkmäler. Anhang S. 7.



Die Felszeichnung in der Kastlhänghöhle

Durch Herrn Präparator O. Rieger-Kelheim wurde in der Kastlhänghöhle eine neue Felszeichnung entdeckt. Diese Höhle befindet sich in der bekanntesten Höhlengegend Deutschlands, zwei Kilometer oberhalb Neuessing im Südhang des Altmühltales, ungefähr 65 m über der Altmühl, 412 m ü. d. M. Die Höhle besteht aus einer verzweigten Halle, die ungefähr 50 m breit, 20 m tief und über 10 m hoch ist, mit gegen Nord und Nordwest gerichteten Eingängen.

Obgleich die Höhle jetzt sehr trocken ist, muß sie früher unter anderen geologischen Bedingungen eine Tropfsteinhöhle gewesen sein, denn an sehr vielen Stellen sind alte Tropfsteinbildungen zu erkennen. In dieser trockenen Höhle, in der eine sehr gleichmäßige Temperatur herrscht, sind die Tropfsteinbildungen sehr stark verwittert. Da der feste Kalkstein äußerst langsam verwittert, muß man demnach annehmen, daß die Tropfsteinbildung schon vor sehr langer Zeit ausgesetzt hat.

In einem Seitengang in dem nordöstlichen Teil, ungefähr 6 m vom Eingang entfernt, befindet sich eine Felszeichnung. Diese wird noch vom Tageslicht beleuchtet (siehe Abb. 1). Sie ist 10 cm über dem jetzigen Fußboden angebracht (siehe Abb. 2). Wahrscheinlich soll sie einen Steinbock darstellen. Die Länge beträgt 78 cm, die Höhe ungefähr 53 cm. Es sind zu erkennen: ein Kopf, bestehend aus Horn, Stirnlinie, Auge, Schnauze und Kehllinie; eine Rükkenlinie, die sich in einen Schwanz fortsetzt. Unter dem Körper befinden sich zwei natürliche Aufwölbungen des Gesteins, die durch vom Schwanz und Kopf ausgehende Linien etwas verstärkt sind und die Beine darstellen. Links über der Rückenlinie befinden sich noch zwei gebogene Striche. Auf dem Halse befindet sich eine malkreuzähnliche Ritzung, daneben zwei näpfchenförmige Vertiefungen. Auf dem Körper des Tieres sind einige flache Linien gleichlaufend der Rückenlinie gezogen. Die Linien der Zeichnung sind alle fingerbreit und manchmal bis 17 mm tief. Sehr tief sind die Linien, die das Horn, die Stirn und den Schwanz darstellen. Nur das Kreuz ist sehr dünn gezeichnet. Das Auge ist ein rundes näpfchenförmiges Loch, an dessen Vorderseite sich ein tieferer Ritz befindet. Alles ist stark verwittert und z. T. von verwittertem Tropfstein überkrustet.

An der Gestaltung der Linien und überall an der Form des Auges ist deutlich zu erkennen, daß diese Linien mit dem Finger



Abb. 1. Der Mann deutet auf die Zeichnung hin

in eine weiche Substanz gezeichnet sind. Die Linien sind immer fingerbreit, und an verschiedenen Stellen ist der Eindruck des Fingernagels zu erkennen. Sehr deutlich ist dies beim Auge. Das Malkreuz ist mit einem scharfen Gerät eingeritzt. Diese Zeichnung ist also angebracht worden während der Stein noch feucht war. In Tropfsteinhöhlen gibt es manchmal feuchte Wände, deren Oberfläche so weich ist, daß man darin mit dem Finger diese Zeichnung herstellen konnte. Ein Beispiel hierfür bietet das sich in der Nähe befindende kleine Schulerloch. Erst wenn eine solche Stelle austrocknet, weil die Wasserzufuhr aufhört, wird der Stein hart.

Auch das Alter der Zeichnung läßt sich bestimmen: Sie gehört dem Diluvium an. Dem Stile nach würde man die Zeichnung in der frankokantabrischen Gruppe zu der unteren Schmalklingenstufe (Aurignacien) rechnen müssen, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Die Darstellung ist sehr primitiv und einschichtig.



Abb. 2. Schematische Abbildung der Felszeichnung

2. Die Linien sind sehr breit und tief.
3. Die natürliche Form der Steinoberfläche wird für den Tierkörper mit benutzt und manchmal durch die Linien nur noch verstärkt. Beispiele hierfür sind die Felszeichnungen in den Höhlen von Pair, La Grèze, Altamira, La Ferrassie, Font de Gaume und La Pileta. Steinböcke sind hier verhältnismäßig oft abgebildet.

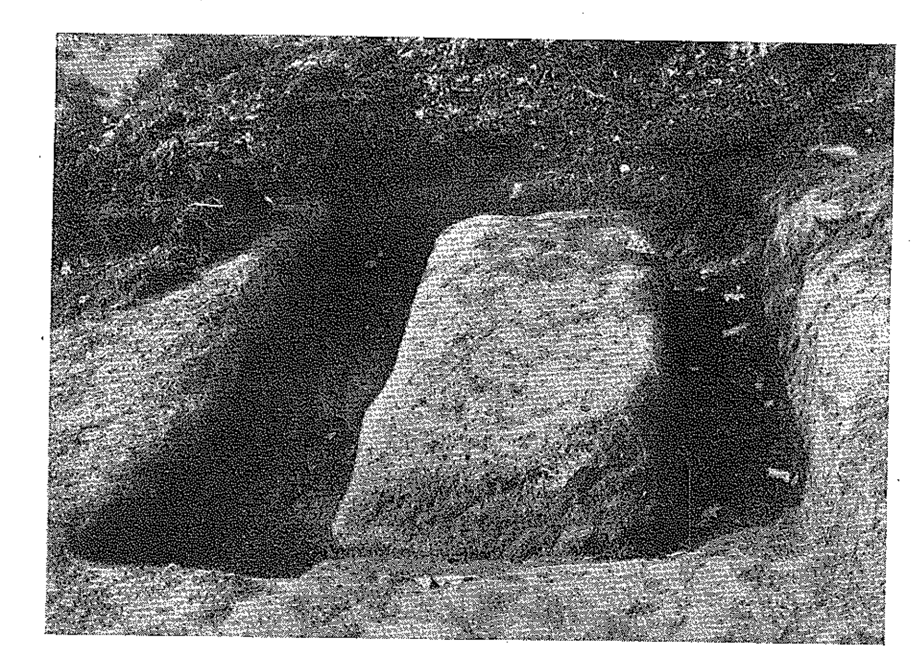
Die Funde des Vogelherdes haben gezeigt, daß es in Süddeutschland Kunstwerke dieser ältesten Stufe der diluvialen Kunst gibt. Die untere Schmalklingenkultur wurde in dieser Gegend angetroffen. Auch im kleinen Schulerloch, in einer Entfernung von ungefähr fünf Kilometer von der Kastlhänghöhle wurde vor kurzem eine Felszeichnung gefunden, die aber einem etwas jüngeren Stil angehört.

Bei einer Grabung, 1910 durch Obermaier und Fraunholz in der Kastlhänghöhle ausgeführt, wurde nur die obere Schmalklingenstufe gefunden, die im unteren Altmühltal weit verbreitet ist und schon verschiedene Zeichnungen auf Knochen und Stein hervorgebracht hat.

Die Möglichkeit besteht, daß die Zeichnung zu dieser Stufe gerechnet werden muß.

Dr. A. Bohmers.

Das Felsengrab auf dem Oybin. Inmitten des Zittauer Gebirges liegt der Oybin, ein an Sagen und Geschichte reicher Sandsteinberg. Der Gipfel trägt künstliche Bearbeitung aus vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit. Auf vorgeschichtliche Überlieferungen deuten Namen: Kaiserstuhl, Kaiserbett, Opferkessel und Felsengrab, alles künstliche Bearbeitungen des gewachsenen Sandsteinfelses, deren vorgeschichtliche Bedeutung bis jetzt noch nicht geklärt worden ist. Das „Felsengrab" kann nicht verglichen werden mit dem Felsensarg der Externsteine, doch hat es den Namen mit diesem gemein. Es liegt auf dem Nordgipfel, dem sogenannten „Raubschloß", an ausgesetzter Stelle. Ich fand es Ende Oktober 1934, mit Humus völlig ausgefüllt und mit einem Birkenbäumchen bewachsen, nach langem Suchen endlich auf. Völlig aus dem gewachsenen Fels gehauen, der Deckel nicht etwa abnehmbar, erweckt es den Eindruck eines Grabes oder Grabsteines. Bei längerer Betrachtung tritt trotz starker Verwitterung in der Mitte des „Deckels" ein eingearbeiteter Ring hervor. Weitere Zeichen konnten nicht mehr festgestellt werden. Die Ausrichtung verläuft etwa westöstlich. Gegen Sonnenaufgang schneidet die Richtung knapp rechts den „Scharfenstein", einen spitzen Bergkegel auf dem Rücken des „Töpfer"-Bergrückens. Wann der Name



Felsengrab auf dem Oybin

„Felsengrab" auftaucht, ist nicht feststellbar. Aus mündlicher Überlieferung dürfte Moraweck in seiner Oybin-Chronik diese Benennung festgehalten haben (etwa 1885). Moraweck versuchte auch eine Deutung des Namens. Demnach soll es als Verankerung eines „Spähhäuschens" der kurzfristig den Berg besitzenden Raubritter gedient haben. Aber ein solches Werk kann hier keine dauerhafte Verankerung gefunden haben. Zudem bot der Berg an anderen Stellen des Gipfels viel bessere Beobachtungsposten.

Es ist freilich nicht befriedigend, lediglich fußend auf dem Namen „Felsengrab" Schlüsse auf durchaus mögliche vorgeschichtliche Bedeutung zu ziehen. Vielleicht geben die Flurnamen einige Anhaltspunkte (Töpfer, Hain, Pferdeberg, Ameisenberg u. a.).

Schöne, zum Teil einzigartige Funde der Stein- und Bronzezeit sind vom Berge und im Tal geborgen worden. Nacheinander hat der Berg in geschichtlicher Zeit als „Raubschloß", Kaiserburg und Klostersitz gedient. Was er vordem den Siedlern bedeutete, wird in den genannten Namen und in Sagen höchstens angedeutet. Auch der Sinn des Namens „Oybin" ist verschollen. Eine befriedigende Deutung hat er bislang weder von germanistischer noch slawistischer Seite erhalten. Der auf dem bedeutsamen Deckel eingehauene Ring ist jedoch einer näheren Beachtung und Deutung wert.

Reinhard Wauer.

Die Heiligkeit der Sippe. Ein Beitrag aus dem Sagenschatz der „Zimbern" in den Sieben und Dreizehn Gemeinden bei Verona:

Ein Toter kommt nachts wieder
(Erzählt in Roana bei Asiago)

Einmal starb ein Mann. Darauf, als er tot war, kam er bei der Nacht wieder und machte ein großes Feuer an und wärmte sich.

Wenn er dann war „warm, warm", dann löschte er das Feuer und ging.

Sein Weib hörte ihn und ging zum Pfarrer und erzählte ihm die Sache. Der Pfarrer lehrte sie nun, den Toten zu befragen, damit sie erfahre, ob er vielleicht geflucht habe. Und der Tote antwortete:

„Wenn auch der Mensch flucht, Gott der Herr vergibt." Die zweite Nacht kam der Mann wieder, und sie fragte ihn:

„Hast du gestohlen?"

„Auch wenn du stiehlst, Gott der Herr vergibt."

Sie ging nun abermals zum Pfarrer und erzählte dem, was der Tote geantwortet hatte. Darauf sagte der Pfarrer:

„Frage ihn, ob er vielleicht mit seinen Vettern (= mit seiner Sippe) Streit hatte."

Des Abends kam er, machte das Feuer an und wärmte sich. Darauf fragte ihn das Weib:

„Hast du vielleicht mit deiner Sippe Streit angefangen?“ Jetzt antwortete dieser tote Mann:

„Verflucht du und jener, der dich's gelehrt hat! Nun kann ich nicht mehr kommen, mich zu wärmen. Ich bin verdammt hinein ins Eis; denn ich habe mit meiner Sippe Streit gehabt.“

(Aufgezeichnet und übertragen von Bruno Schweizer.)



Ein Grenzstein

Unser Bild zeigt einen Grenzstein, der im heutigen Saargau am Ausgang des alten Wehrdener Bannes steht, der einst die nordwestliche Grenze der Grafschaft Saarbrücken bildete. Jenseits dieser Grenze lag das Gebiet der Prämonstratenser-Abtei Wadgassen.

Im 15. Jahrhundert hatte eine Nebenlinie des herzoglichen Hauses Nassau die Grafschaft Saarbrücken durch Heirat an sich gebracht, die von da ab Nassau-Saarbrücken hieß. Diese Namen kündet unser Stein in den beiden Buchstaben NS. Die Fürsten von Nassau erhoben Ansprüche auf die Landeshoheit über das Gebiet der Abtei Wadgassen und drangen mit Anfang des 18. Jahrhunderts durch. Französischer Druck veranlaßte Fürst Heinrich Wilhelm von Hessen-Saarbrücken, das Gebiet der Abtei Wadgassen an Frankreich zu „vertauschen“. Der Wehrdener Bann wurde auf diese Weise im Jahre 1769 Grenze des Deutschen Reiches.



Grenzstein aus dem Jahre 1769
Er zeigt die „Wolfsangel“ und die Buchstaben N (assau) S (aarbrücken). Aufn.: Germanicus

Die Vorderseite, die unser Bild zeigt, weist neben den Anfangsbuchstaben des Gebietsnamens ein Zeichen auf, das man „Wolfsangel“ zu benennen pflegt. Es erscheint hier freilich nicht in seiner Urform, sondern in einer Abwandlung: die Senkrechte wird durch einen Querstrich gekreuzt. Offenbar ist sie — wie die bourbonische Lilie — ein Herrschaftszeichen, und zwar das Symbol der Landeshoheit des Gebietes Nassau-Saarbrükken. Prüfen wir das Wappen des Hauses Nassau-Saarbrücken, so suchen wir vergebens nach einer „Wolfsangel“. Zu dem gleichen Ergebnis führt ein Blick auf das Wappen der alten Grafen von Saarbrücken. Es muß also das Fürstentum Nassau-Saarbrücken neben dem Wappen noch ein zweites Hoheitszeichen als Grenzzeichen geführt haben.

Das Zeichen, das man „Wolfsangel“ zu nennen pflegt, hat nicht immer diesen Namen geführt. Er taucht vielmehr erstmalig in dem im Jahre 1530 erschienenen Turnierbuch des G. Rüxner auf. Früher hieß das Zeichen allgemein „Kesselhaken“. Rüxner dürfte die Umbenennung vorgenommen haben, weil ihm der Name eines Herdgeräts für die anspruchsvollen Wappen der turnierfähigen Geschlechter nicht vornehm genug erschien. Die neue Bezeichnung hat die alte nie ganz verdrängt; in bäuerlichen Kreisen pflegte man viel mehr nach wie vor das Zeichen „Kesselhaken“ zu nennen. Tatsächlich gibt die Gestalt des Zeichens auch den Kesselhaken und nicht eine Wolfsangel wieder. Was soll nun ein Kesselhaken auf einem Grenzstein? Das wird aus zahlreichen mittelalterlichen Grenzbeschreibungen, wo ein Hof einen Grenzpunkt bildet, klar, wo es heißt:

die Grenze „geht in den Kesselhaken“. Der Kesselhaken war also in diesen Fällen das eigentliche Grenzzeichen.

Der Kesselhaken hing in der Vorstellung unserer Ahnen mit dem Problem der Grenze irgendwie zusammen. Das bezeugt unser Grenzstein, das bezeugen zahlreiche Grenzsteine in anderen deutschen Gauen, die das gleiche Symbol aufweisen. Das beweist auch die merkwürdige Sage aus dem Lüneburgischen, nach der ein Bauer, um die Pest von seinem Dorfe abzuhalten, die Grenzen der Dorfgemarkung mit dem Kesselhaken in der Hand umging (vgl. Grimm, Mythologie, Bd. 2, S. 992).

Der Kesselhaken war für den germanischen Menschen auch ein Herrschaftssymbol, er war das Symbol des Hausherrn, in dessen Munt die Hausgenossen und in dessen Gewalt Haus und Hof, Acker und Wiese standen. Im Isländischen und im Französischen heißt der Kesselhaken sogar „der Hausherr“.

K. K. Ruppel.

Das Männchen von Roth a. d. Our



Uralt ist die Kirche, die auf steilem Felsenrücken im Schatten einer mächtigen Linde bei Roth in der Nähe der Grenze von Luxemburg vergessen träumt. Es ist anzunehmen, daß sie auf einer vorchristlichen Kultstätte in der Mitte des 12. Jahrhunderts von dem Trierer Erzbischof Albero erbaut wurde. Bis 1311 war die Kirche im Besitz des Templerordens, nach dessen Auflösung sie an den Johanniterorden überging.

In einem Winkel zwischen Haupt- und Nordapsis ist eine Steinplatte mit einem Hochrelief eingemauert. In kurzem Leibrock steht auf einer Konsole ein Mann, der die Arme erhebt. Es dürfte hier eine Wechselform des bekannten „Jahrmännchens“ vorliegen, das aus germanischer Überlieferung vielfach bis in unsere Zeit weiterlebt. Eine ähnliche Darstellung soll an der Kirche St. Friez an der französisch-spanischen Grenze zu finden sein.

Jos. Alten.

Die deutsche Sprache zeigt sich überall haushälterisch, sie wendet die kleinsten, unscheinlichsten Mittel auf und reicht damit doch zu großen Dingen hin. Jeder Verlust wird aus der Mitte des Ganzen ersetzt, aber zugleich von dem Ganzen empfunden, so daß in dem Leben der Sprache zwar eine Änderung, doch nirgends eine Hemmung erfolgt. Sie hat also auch die andere mütterliche Eigenschaft, die Unermüdlichkeit, und gleicht nach A. W. Schlegels schöner Bemerkung einem Eisengerät, das, wenn es schon zerbrochen wird, nicht verloren geht, sondern aus den Stücken immer wieder neu geschmiedet werden kann.

Jakob Grimm



G e r h a r d H e b e r e r, **Die mitteldeutschen Schnurkeramiker.** Beiträge zur Rassengeschichte Mitteldeutschlands. Veröffentlichungen der Landesanstalt für Volkheitskunde zu Halle. Gebauer Schwetschke Buchdruckerei A.-G. Halle/Saale 1938. 42 Seiten, 16 Tafeln, zahlreiche Karten, Kurven, Tabellen im Text.

Es ist sehr zu begrüßen, daß Verf. die wichtigsten schnurkeramischen Funde Mitteldeutschlands in einer guten Übersicht zusammengestellt hat. Nicht nur eingehende Beschreibungen und tabellarische Darstellungen der hauptsächlichsten absoluten Maße und Indizes, sondern auch zahlreiche Bildtafeln (hauptsächlich Schädel in vier Normen) geben dem Leser Gelegenheit, selbst die rassischen Feststellungen des Verf. zu überprüfen. Aus diesem Material werden allerdings sehr weitgehende Schlüsse gezogen. Daß wir in den mitteldeutschen Schnurkeramikern Vertreter des indogermanischen Kulturkreises sehen, steht wohl heute außer Zweifel. Desgleichen weist Verf. mit Recht wieder darauf hin, daß wir von den vorliegenden rassischen Verhältnissen eine Kontinuität zur europäischen Mittel- und Altsteinzeit herstellen können. Seine weiteren Folgerungen, daß das indogermanische Urvolk während des Mesolithikums im nördlichen Mitteleuropa entstand, finden in diesen rassenkundlichen Ergebnissen sicher eine starke Stütze, wenn auch das letzte Wort in diesem Problem noch lange nicht gesprochen ist. Rassenkundlich scheint noch besonders wichtig, daß Verf. im Gegensatz zu P e r r e t u. a. die scharfe Abgrenzung einer nordischen und einer fälischen Rasse im engeren Sinne nicht für richtig hält, sondern diese beiden Formen nur als Extreme „der großen Variationsbreite innerhalb der nordeuropäischen Langkopfgruppe" auffaßt. Die vorliegende Arbeit ist nicht nur zur Rassengeschichte Deutschlands, sondern für das gesamte Indogermanenproblem ein sehr wertvoller Beitrag. A. Harrasser, München.

K o n r a d T ö n g e s, **Lebenserscheinungen und Verbreitung des deutschen Märchens** (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, Heft 56). 98 S. Gießen 1937, Verlag von Münchowsche Universitätsdruckerei Otto Kindt. Preis 3,60 RM.

Das Schrifttum über das deutsche Märchen ist schier ins Unendliche angewachsen. Auch Sammlungen von Beispielen aus dieser Gattung der Volksüberlieferung gibt es die Fülle. Meistens sind sie jedoch von sehr geringem Wert. Da ist uns ein Führer, der die Spreu vom Weizen scheiden lehrt, sehr erwünscht. Ein solcher will nun das vorliegende Heft nicht gerade sein, aber teilweise kann es uns in dieser Beziehung gut dienen. Mit feinem Stilgefühl hat der Verfasser kitschige Nachahmungen sowie die literarischen Erzeugnisse des vorigen Jahrhunderts, die sich der Volkserzählung zuordnen wollen, abgesondert und den Kern der deutschen Märchendichtung in übersichtlicher Darstellung zusammengefaßt. Hier und da gibt er ferner Rohstoff, der sich auch noch gut verwenden ließe. Leider jedoch können Wegweiser auch in die Irre führen, und davon dürfen wir das Büchlein nicht ganz freisprechen: Durch seine philologische Methode zersetzt Tönges auch den Kern des deutschen Märchens, so daß nichts für uns Wertvolles übrigbleibt. Das „echte" Märchen ist ihm das Wunschmärchen, das der arme unterdrückte Bauer schuf, um wenigstens in der Phantasie über sein Elend hinauszukommen. Diese materialistische Einstellung läßt den mythologischen Gehalt, als dessen Bewahrer wir den Volksmärchenerzähler dankbar schätzen müssen, völlig in den Hintergrund treten. Himmelsmythologie, die doch sicher in diesen Geschichten noch nachweisbar ist, wird deshalb als „furiose Phantasterei" abgelehnt (S. 7). Dazu stimmt der im Grunde humanistische Bildungsbegriff, den der Verfasser bei der Einschätzung der Volkserzählung als Maßstab verwendet. Das alles schmälert die Freude an dem flott und sonst gut lesbar geschriebenen Werkchen.
Otto Paul.

H e r m a n n K o l e s c h, **Schwabentum im Schwabenlied** (Arbeiten aus dem Institut für Deutsche Volkskunde, Universität Tübingen, herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Bebermeyer; Volk, Volkstum, Volkskultur Bd. 1). W. Kohlhammer, Stuttgart 1936.

Die Volkskunde soll, wie der Herausgeber betont, auf rassischer Grundlage arbeiten, das heißt, sie soll trachten, die volksgestaltenden Kräfte des Erbgutes und der Umwelt (Boden und Geschichte) einander gegenüberzustellen und so zu erkennen. Dazu bedarf es gediegener Einzelforschung, und auch die Beschränkung auf e i n e n deutschen Stamm und den Ausdruck seiner Seele im Lied kann nur dann ein richtiges Bild vermitteln, wenn genügend Vorarbeit geleistet ist.

Die Arbeit Koleschs scheint mir nicht günstig aufgebaut zu sein. Er versucht zuerst, die Eigenart der Schwaben zu skizzieren, wie sie durch Rasse sowie Landschaft und Klima bedingt ist (dabei werden keine genauen Gebietsgrenzen gegeben und die geschichtlichen Kräfte bleiben vernachlässigt). Danach will er sie im Spiegel des Liedes wiederfinden und dadurch eine Bestätigung der überkommenen Vorstellung vom Schwaben und in einem gewissen Sinn vom Deutschen überhaupt erhalten. Es wäre aber überhaupt zunächst erst einmal jenes Spiegelbild ins Auge zu fassen und nachzuzeichnen. Das allein wäre schon eine gewaltige, dankenswerte Arbeit. In einer Zusammenschau auf andere Äußerungen des Volkstums (etwa Tracht, Hausbau, Brauchtum u. ä.) käme man nun zu einem Bild der Volksseele, das schließlich zu dem körperlichen in Beziehung gesetzt werden sollte. Aber mit allgemeinen Angaben wie hier ist nichts gewonnen.

Das Liedgut selbst wird von K. als unmittelbarer Ausdruck im Liebeslied und als teilweise mittelbarer in seiner Verbindung mit dem Brauchtum des Jahres und Menschenlebens behandelt. Der vorgebrachte Stoff scheint mir zu gering für einen so großen Raum, und auf Herkunft und zeitliche Stellung der Lieder ist zu wenig Gewicht gelegt. Vieles könnte, von der Sprache abgesehen, geradesogut bayrisch-österreichisch sein; das sentimentale Lied auf S. 58/59 ist ein alpenländisches Werk, von dem bekannten Kärntner Koschat auf volkstümlicher Grundlage geschaffen. Natürlich ist es geradeso bedeutsam, was ein Stamm aus der Fremde aufnimmt, wie was er selbst schafft; es muß aber auseinandergehalten werden. Bei anderen Stücken tut dies K. ja auch. Die Forderung nach reicherem Stoff ist deshalb zu erheben, weil die Eigenart der Stämme wohl nicht so sehr in den Liedmotiven und -stimmungen (Werbung, heimliche Liebe, Trotz, Sinnlichkeit, Sentimentalität u. a.) liegt, sondern in deren Stärke und gegenseitigem Verhältnis.

Da diese Forderung für Gesamtschwaben wahrscheinlich noch verfrüht ist, wäre es zu wünschen, daß Kolesch das vollständige Liedgut seiner engsten Heimat durcharbeitet, wobei ihm seine allgemeinschwäbischen Kenntnisse den richtigen Hintergrund geben können.
Wolf-Isebrand Much, Wien.

E d w a r d S c h r ö d e r, **Deutsche Namenkunde.** Gesammelte Aufsätze zur Kunde deutscher Personen- und Ortsnamen. Festgabe seiner Freunde und Schüler zum 80. Geburtstag. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1938. 342 S. 12 RM.

Es war ein guter Gedanke, zu Edward Schröders achtzigsten Geburtstag die vielen verstreuten Aufsätze des greisen Altmeisters der Germanistik zu sammeln und, von ihm selbst nochmals durchgesehen, zu veröffentlichen. Der Wissenschaft ist dadurch ein wertvoller Dienst erwiesen worden, denn viele der überaus wichtigen Aufsätze waren bisher nur schwer zugänglich, einige bisher überhaupt noch nicht gedruckt. Außerdem ist es, da zahlreiche Arbeiten schon länger zurückliegen, von größtem Werte, daß der Altmeister selbst sie nochmals durchsehen und an der einen oder anderen Stelle bessern konnte. Die einzelnen Aufsätze würdigen zu wollen, würde zu weit führen und hieße auch Wasser ins Meer tragen: die große Bedeutung der hier zu einem Band vereinten Arbeiten ist längst allgemein bekannt, die nunmehr auch durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Register in jedem einzelnen Falle noch leichter als bisher zu Rate gezogen werden können.
Gilbert Trathnigg.

M a r l e n e H a u p t, **Reimar der Alte und Walther von der Vogelweide.** Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 58. Gießen 1938. Münchowsche Universitätsdruckerei Otto Kindt G. m. b. H. in Gießen.

Die Arbeit untersucht, gestützt auf frühere Arbeiten der gleichen Art, die wechselseitige Bezogenheit von Gedichten Walthers von der Vogelweide und Reimars des Alten und gewinnt dadurch wichtige Anhaltspunkte für die Entstehungszeiten und einzelnen Anlässe manches Liedes, sowie für den Werdegang der beiden Dichter überhaupt. Bekanntlich war das Verhältnis zwischen diesen nicht immer besonders freundschaftlich, und gerade daraus ergibt sich mancher Hinweis auf weitere Zusammenhänge. Wenngleich man Walther keineswegs mehr als Schüler Reimars bezeichnen kann, so bleibt doch bestehen, daß er zu Beginn seiner Dichtung manches von ihm gelernt hat. Plaßmann.

G e r h a r d B o h n e, **Zeugnisse altnordischen Glaubens.** Julius Klinkhardt Verlag, Leipzig 1937. Geh. 3,40 RM., geb 4,20 RM.

Es handelt sich um eine systematisch geordnete Auswahl aus der Sammlung Thule, die Unterrichtszwecken dienen soll. Eine Photographie einer isländischen Landschaft ist beigefügt und fünf Kartenskizzen sind angehängt. Vorangestellt sind eine Zeittafel, eine Einleitung, die kurz über verschiedene Auffassungen der germanischen Religion unterrichten will, und ein Abschnitt „methodische Besinnung". Seite 13 lesen wir: „Nehmen wir diesen Glauben (der Germanen) in seiner echten Lebendigkeit, ... dann hat er uns heute im tiefsten Grunde keinen Lebenswert mehr zu geben." Ferner „es gehört zu den unmittelbarsten Wirkungen des Christentums, daß es durch die Tiefe seiner Gotteserkenntnis die Naivität heidnischer Frömmigkeit unwiederbringlich zerstört". Wir meinen, daß in die Einleitung einer Quellensammlung, die unvoreingenommen sein will, nicht

solche christlichen Vorurteile gehören. Auch an anderen Stellen zeigt sich, daß der Verfasser selbst der germanischen Religion innerlich nicht gewachsen ist und sie daher in ihrem Tiefsten nicht zu würdigen vermag. Otto Huth.

Arno Mulot, **Die deutsche Dichtung unserer Zeit.** Teil I, 2: Der Soldat in der deutschen Dichtung unserer Zeit. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1938.

„Aufruf und Antwort in einem ist der Krieg. Dieses wechselseitige Verhältnis läßt über allen Wandel der Jahrhunderte hinweg immer wieder ähnliche Züge im waffenführenden Mann erkennen und gibt daneben jeder kriegerischen Epoche doch ihr ganz besonderes, unverkennbares Gesicht und die Eigenart ihrer kämpferischen und soldatischen Lebensform." Mehr als nur einen Schrifttumsbericht will Mulot vom Gesicht des Soldaten und des Krieges, wie es sich in der Dichtung der Gegenwart spiegelt, geben. Seine Sachkenntnis und sein sicheres, freies Urteil haben es ihm ermöglicht, der Gefahr des Schemas weitgehend zu begegnen, soweit das in so knappem Rahmen möglich ist, vor allem durch die treffsichere Auswahl mehr symbolischer als programmatischer Zitate.

Hans Bauer.

Zeitschriftenschau

Mannus, Zeitschrift für Deutsche Vorgeschichte, 30. Jg., Heft. 3, 1938. W. Nowothnig, Zur Frage der Hammerkopfnadeln. In vorgeschichtlicher Zeit bestanden enge Beziehungen Südrußlands über Ostpreußen, Schlesien, Polen und Böhmen nach Mitteldeutschland. Die Hauptträger dieser engzusammenhängenden Kulturen der Endsteinzeit und frühen Bronzezeit sind die aus Mitteldeutschland stammenden Schnurkeramiker, d. s. Indogermanen. Für die Frage der Herkunft der Indogermanen ist die Ansicht über die Herkunft der Schnurkeramiker von großer Bedeutung. Manche Gelehrte halten noch daran fest, daß die Schnurkeramik aus dem Osten gekommen sei. Am Beispiel der Verbreitung der Hammerkopfnadeln wird gezeigt, daß der umgekehrte Weg der wahrscheinlichere ist. — A. E. van Giffen, Das Kreisgraben-Urnenfeld bei Vledder. In ausführlicher Darstellung berichtet van Giffen über die von ihm geleitete Ausgrabung bei Vledder, Provinz Drente (Holland). Dieses Gräberfeld, das mehr als 300 Gräber enthält, wurde entdeckt von Herrn H. J. Popping. Van Giffen fügt seinen Ausführungen umfangreiches Abbildungsmaterial bei. Die eigentliche Frage, um die es van Giffen in seiner Abhandlung geht, ist das umstrittene Problem, ob bestimmte Grabbauten mit Pfostenstellungen überdacht waren oder nicht. Durch seine neue Grabung glaubt er entscheidende Gründe dafür gefunden zu haben, daß die Annahme einer Überdachung derartiger Gräber unhaltbar sei (S. 355). Während hier also keine Grabhausbauten nachweisbar sind, sind diese im übrigen in den verschiedensten Formen gut bezeugt (Zusammenstellung von Belegen S. 334). Ja, van Giffen fand Beispiele dafür, daß Tempelbauten sich aus Grabhausbauten entwickelten (S. 333f.). Van Giffen erkennt an diesen hölzernen Kultbauten „den Übergang vom Toten- und Ahnenkult zum Götterkult". — **Neue Jahrbücher für Antike und deutsche Bildung,** 1. Jg., Heft 8, 1938. Friedrich Matz, Die Indogermanisierung Italiens. Prof. Matz gibt dankenswerterweise in drei aufeinanderfolgenden ausführlichen Aufsätzen einen Überblick über die Erforschung der Vorgeschichte Italiens. Sein erster Aufsatz in dem vorliegenden Heft behandelt die Jungsteinzeit und die Bronzezeit. Die vergleichende Sprachwissenschaft hat gezeigt, daß Italien in vorgeschichtlicher Zeit indogermanisiert wurde. Fest steht auch, daß die indogermanischen Italiker aus dem Norden nach Italien kamen. Genauere Einzelheiten festzustellen, ist die Aufgabe der Archäologie und Vorgeschichte. Die Forschung hat hier noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Auf eine Einzelheit soll hier besonders hingewiesen werden. Die oberitalischen „Terramare-Leute", deren Siedlung ein rechtwinkliges Straßensystem innerhalb von Wall und Graben zeigt, sieht man als die Gründer Roms an. Dabei spielt eine große Rolle die römische Überlieferung von der Roma quadrata, der Palatinsiedlung als Keimzelle der späteren Stadt. Lediglich auf Grund dieser Bezeich-

nung der alten Palatinsiedlung erschließt man eine alte rechtwinklige Anlage, deren Gestalt man einerseits im späteren römischen Lager, andererseits in der oberitalischen Terramare-Anlage wiederfindet. Inzwischen hat nun aber Altheim darauf hingewiesen, daß Roma quadrata nicht viereckiges Rom, sondern vierfach geteiltes Rom heißt. Das Wort weist vielmehr auf eine kreisförmige Anlage hin (vgl. Werner Müller, Kreis und Kreuz, Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt., Band 10, Berlin 1938, S. 59ff.; Szabó, Rheinisches Museum 87, S. 160ff.). — **Die Sonne,** 15. Jg., Heft 9/10, 1938. Reinhold Zimmermann, Die Dinarier-Frage. Zimmermann hält gegenüber anderen neueren Versuchen an der Einordnung der Dinarier durch Fischer und Günther fest. Dagegen meint er, daß die Frage der besonderen seelischen Anlagen dieser Rasse, insbesondere die Frage ihrer Musikalität, einer erneuten Untersuchung bedarf. Er macht darauf aufmerksam, daß zwischen der alten älplerischen und der serbisch-kroatischen, überhaupt der westbalkanischen Volksmusik so starke Unterschiede bestehen, daß nicht beide auf dieselbe Rasse zurückgeführt werden können. — **Zeitschrift für keltische Philologie,** 21. Band, Heft 1, 1938. J. Pokorny, Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrier. In ausführlicher Darstellung versucht P. auf Grund sprachwissenschaftlicher Befunde einen großen Einfluß der Illyrier vor allem innerhalb der keltischen Kultur nachzuweisen. Der Name des Rheins ist nach ihm nicht keltisch oder germanisch, sondern vielmehr illyrisch. Auch den Namen der Germanen versucht er in Auseinandersetzung vor allem mit Much und Schnetz als weder germanisch noch keltisch, sondern illyrisch zu erweisen. Krahe hat einen illyrischen Volksnamen Germinii nachgewiesen. — R. Pittioni, Die Urnenfelderkultur und ihre Bedeutung für die europäische Geschichte. Pittioni befaßt sich eingehend mit der Frage der Herkunft der Italiker und Kelten, die er ebenfalls in neuer Weise zu beleuchten versucht. Bisher hatte man „die große, für Europa geradezu weltgeschichtliche Bedeutung der Urnenfelderkultur" nicht erkannt, deren Träger die Illyrier waren. Diese indogermanischen Illyrier hatten das Eisen nach Europa vermittelt, und sie bestimmten selbst die eisenzeitliche Geschichte Europas. In der Zeit von 1200 bis 900 v. Ztw. ändert sich die volkliche Struktur Europas durch die Wanderung der Urnenfelderkultur, deren Ausgangspunkt im Gebiet der Lausitzer Kultur zu liegen scheint. Diese Wanderung gab den Anstoß für die Wanderung thrako-phrygischer und griechischer Völker, ja vermutlich auch den Anstoß zur arischen Wanderung. Pittioni fügt seiner Abhandlung eine schematische Karte der Ausbreitung der Urnenfelderkultur sowie vier Tafeln mit Fundgegenständen dieser Kultur bei. — **Geistige Arbeit,** 5. Jg., Nr. 18, 1938. Hans Krahe, Das Problem der „Ägäischen Wanderung" in sprachwissenschaftlicher Beleuchtung. Die „Ägäische Wanderung", das heißt „mehrere untereinander ursächlich verbundene Völkerbewegungen, die etwa um 1200 v. Ztw. die Länder des Vorderen Orients und des östlichen Mittelmeergebietes, einschließlich Italien, heimgesucht haben", ist ausgelöst durch ein einziges Volk, nämlich die Illyrier. Diese haben aber, wie die Sprachwissenschaft jetzt zeigen kann, nicht nur jene Wanderungen in Gang gesetzt, sondern zum großen Teil selbst bestritten. Den Dorern waren Illyrier beigemischt. Wie zuerst Albrecht von Blumenthal nachwies, läßt sich eine größere Anzahl von Wörtern des Dorischen nicht nach den griechischen Lautgesetzen erklären, wohl aber nach illyrischen. Auch mit italischen Stämmen waren illyrische Elemente verbunden. Man könnte deshalb mit gutem Recht die „Ägäische Wanderung" vielmehr „Illyrische Wanderung" nennen. Krahe hält die Lausitzer Kultur übrigens für illyrisch, glaubt aber nicht, daß hier der Ausgangspunkt der illyrischen Wanderung liegt. Dieser Herd sei mit sprachlichen Mitteln allein nicht auszumachen. — **Die Deutsche Höhere Schule,** 5. Jg., Heft 22, 1938. Walther Faber, Die Germanen in den Rheinlanden während der Römerherrschaft. Die bisherige Forschung in den Rheinlanden galt vorwiegend der römischen Soldatenkultur, den Römerstädten, dem Limes, den Kastellen, den Römerstraßen usw. Auch dies gehört zur Geschichte unseres Volkes, „aber wir fragen heute zugleich, ja in erster Linie, nach dem Schicksal der dort wohnenden Germanen im Verlauf der 400jährigen römischen Herrschaft. Sie lebten im „besetzten Gebiet", ... aber sie haben ... ihre angestammte Art gegenüber dem Fremdvolk behauptet, besonders seitdem das germanische Element im Römerheer immer mehr überhandnahm". Für uns ist es erfreulich, „daß unsere Vorfahren hier von den Römern lernten, den dauerhaften Stein mit Schrift und Bild zu schmücken und dabei in die fremde Form ihre eigene Seele zu gießen. Wertvollstes ist

uns so erhalten geblieben!" Nach Bemerkungen über die „Interpretatio romana" und die Schwierigkeit, Germanisches und Keltisches zu sondern, behandelt der Verfasser eingehend die Jupiter-Gigantensäulen und die Matronensteine. Faber berücksichtigt die neuesten Ausgrabungen und verweist auch auf das einschlägige Schrifttum. — **Volk und Scholle,** 16. Jg., Heft 10/11, 1938. Heinrich Geißler, Das Burgunderreich am Rhein und die neuere Forschung. Von den verschiedensten Seiten war gegen die Ansicht, daß das Burgunderreich entsprechend der Überlieferung des Nibelungenliedes in der Gegend von Worms gelegen habe, Einspruch erhoben worden. Man verlegte vielmehr seinen Sitz nach der Aachener oder Kölner Gegend. Dagegen verharrt Ludwig Schmidt bei der alten Ansicht und meint, daß die Burgunder höchstens kurze Zeit nach ihrem Rheinübergang Ende 406 am Niederrhein, wahrscheinlich in Köln und Umgebung, gesessen haben. Das eigentliche rheinische Burgunderreich dagegen sei in die Gegend von Worms zu verlegen. Diese Ansicht wurde inzwischen durch Bodenfunde gestützt. Ein im Herbst 1934 ausgegrabenes Gräberfeld bei Lampertsheim weist nach F. Behn auf eine feste Siedlung hin, und ist zweifellos Ostgermanen, und zwar Burgundern zuzuschreiben. — **Vergangenheit und Gegenwart,** 28. Jg., Heft 11, 1938. Gerhardt Eggert, Mythus und Symbol. Eggert hebt die Leistung Bachofens für die Wissenschaft vom Symbol hervor. „Bachofen ist unübertroffen in der Tiefe des Einblicks in die Welt der Symbole". Die Geschichtsmetaphysik Bachofens allerdings wird entscheidend weitergeführt und berichtigt durch die Rassenkunde. Neben Rassen- und Volkskunde ist die Sinnbildkunde heute von größter Bedeutung: „Wie vor hundert Jahren die deutsche Entdekkung des Volkstums eine neue Wissenschaft hervorrief, so hat auch heute die Wiedergewinnung des Symbols für die Wirklichkeit unseres Lebens zur Geburt einer Wissenschaft geführt, die so jung ist, daß sie noch nicht einmal akademische Würde erlangt hat: die Wissenschaft der Sinnbildforschung. Während die Vorgeschichte, die „Wissenschaft des Spatens", die Kulturhöhe unserer Ahnen an der nutzzwecklichen Seite nachwies, vermochte die Sinnbildforschung auch die geistige Seite des nordisch-vorgeschichtlichen Lebens zu erschließen. Denn jedes Symbol gehört einem größeren Sinnganzen an, — es ist Ausdruck einer ursprünglichen Weltanschauung, und das sinnbildliche Zeichen ist deren älteste Urkunde". — **Wiener Zeitschrift für Volkskunde,** 43. Jg., Heft 3/4, 1938. Arthur Haberlandt, Zur Darstellung des Lebensbaumes in der deutschen Volkskunst. In Auseinandersetzung mit O. Lauffer zeigt Haberlandt, daß die Volkskunst ein altes Baumsinnbild bewahrt, das man am besten als Lebensbaum bezeichnen kann. Er weist dies vor allem an Hand von Darstellungen des Hochzeitsbaumes nach, dessen Mythos sich bis in indogermanisches Altertum zurückverfolgen läßt. „Es nimmt wunder, wenn O. Lauffer diesen im Westen, Süden und Norden so einheitlich überlieferten Mythos weder in seiner Ganzheit erwähnt, noch auch diese vom Alten Testament wahrhaftig unabhängige Erscheinung des Baumes des ewigen Lebens oder der ewigen Jugend im indogermanischen Weltbild nicht als ein geistiges Erbe beachtet und gewertet hat, das im Volksglauben, wie in den Kinder- und Hausmärchen sich auswirkte." — **Deutsches Volkstum,** 20. Jg., Heft 10, 1938. Ernst Lippelt, Das Geheimnis des Naumburger Meisters. Lippelt weist überzeugend nach, daß der Naumburger Meister zu den Waldensern gehörte. Nur die Waldenser feierten das Abendmahl als Erinnerungsmahl und reichten dabei nicht nur Brot und Wein, sondern auch Fisch. Auf dem Abendmahlstisch im Naumburger Westchor sieht man eine Schüssel mit zwei Fischen. Das Kreuz des Naumburger Lettners ist dreiarmig, das heißt, es ist das „Ketzerkreuz", das die Albigenser und Waldenser in ihrem Gottesdienst verwendeten. Nur hier in der Naumburger Kirche erscheint ein solches Kreuz, dessen Gestalt der Meister überdies noch zu verbergen sucht; es sieht aus, als ob der vierte Kreuzesarm lediglich hinter einer Gewölberippe verborgen sei. Aus der Darstellung der Maria, die auf Christus hinweist, spricht deutlich die Ablehnung der Marienverehrung. Damals hatte die Marienverehrung ihren Höhepunkt erreicht, und nur die Waldenser lehnten sie ab. Was man früher als das „Protestantische" in den Werken des Naumburgers bezeichnet hat, ist also genauer als waldensisch zu bestimmen.

Otto Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D.A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Naupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 Februar Heft 2

Das erste Auftreten der Goten im Donauraum

Von Franz Altheim

Die antike Überlieferung ließ die Gotenkriege unter Caracalla beginnen. Von seinen Siegen über den germanischen Stamm berichtet allein der Biograph des Kaisers (v. Carac. 10, 6). Die Quelle enthält anerkanntermaßen einen guten geschichtlichen Kern; aber da sie durch Zusätze unverbürgten Charakters erweitert ist, kann die Nachricht nicht ohne weiteres hingenommen werden. Sie bedarf der kritischen Prüfung oder der Bestätigung durch anderweitiges Quellenmaterial.

Die gotischen Kämpfe und Siege Caracallas sind bei dem Biographen des Kaisers mit einem Witzwort des jüngeren Pertinax[1] verknüpft. Nach Herodian (4, 6, 3) scheint es, als sei dieser im Zusammenhang mit Getas Ermordung hingerichtet worden. Da demnach Pertinax' Tod 212 fallen müßte, die Gotenkämpfe aber nur ins Jahr 214 gehören können, hat man die Anekdote und mit ihr den Krieg des Caracalla ins Reich der Fabel verwiesen[2].

In Wahrheit ist der unmittelbare Zusammenhang von Pertinax' Hinrichtung mit Getas Ermordung nicht vorhanden. Herodian erzählt zwar jene im Anschluß an diese, bemerkt aber weder eine ursächliche noch eine zeitliche Verknüpfung. Auf der anderen Seite schiebt der Biograph des Caracalla (4, 7—8; vgl. v. Get. 6, 6)[3] ausdrücklich einen zeitlichen Zwischenraum zwischen beide Ereignisse.

Es liegt demnach von chronologischer Seite kein Anlaß vor, die Pertinax-Anekdote zu verdächtigen. Aber auch dann, wenn man sie aus anderen Gründen anzweifelt oder verwirft, braucht die Nachricht über den Gotenkrieg nicht einbezogen zu werden. Wir wissen, daß Caracalla mit den Carpen gekämpft hat (CIL. 3, 14416; vgl. Dio 77, 16, 7; Herod. 4, 8, 1). Das schließt aber keineswegs ein, daß die vermeintlichen Goten in Wirklichkeit Carpen gewesen sind. Der Kaiser konnte durchaus mit beiden Krieg geführt haben; auch

[1] PIR[1] 2, 130 Nr. 50.

[2] Auf die Anführung der einschlägigen Literatur ist verzichtet, da sie jedermann zur Hand ist. Vgl. Stein, RE. 7, 1336; W. Reusch, Der historische Wert der Caracallavita 35.

[3] Hier wird das Wort des Pertinax, ein Gegensatz zu v. Carac. 10, 6, unmittelbar nach Getas Ermordung verlegt und des Gotenkriegs keine Erwähnung getan.

mit den Wandalen, Markomannen und Quaden ist er damals in Berührung gekommen (Dio 77, 20, 3f.).

Ein frühes Erscheinen der Goten an der Donau wird noch durch eine andere Nachricht nahegelegt. Die Eltern des Kaisers Maximin stammten aus Thrakien, so berichtet sein Biograph (v. Max. 1, 5)[4]. Beide waren von Norden eingewandert, der Vater ein Gote, die Mutter eine Alanin. Die Goten hätten ihm darum als Stammesgenossen angehangen, die Alanen bei seinem Erscheinen an der Donau Geschenke mit ihm ausgetauscht (ebendort 4, 4—5). Da Maximin 238 im Alter von 65 Jahren ermordet wurde (Zonaras 12, 16), fiel seine Geburt ins Jahr 173. Damals mußten die Goten sich bereits der unteren Donau genähert haben.

Auch dieser Nachricht gegenüber hat sich die kritische Forschung ablehnend verhalten. Alles sei aus der Angabe Herodians (6, 8, 1) über Maximins Abkunft herausgesponnen. In der thrakischen Heimat stimmen beide Quellen überein; sonst aber weiß Herodian nur, daß der Kaiser μιξοβάρβαρος gewesen sei. Die Beurteilung der darüber hinausgehenden Angaben ist nicht einfach. Es muß zugegeben werden, daß der Name Mica sich aus dem Gotischen nicht deuten läßt. Aber in diese Besonderheit teilt er sich mit dem Namen des Gotenkönigs Cniva (Jordanes, Get. 101—102), bei dem man der gleichen Schwierigkeit gegenübersteht[5]. Einen Goten Aurgais, der auf römischem Gebiet mit einer Provinzialin verheiratet lebte, haben wir jüngst durch eine Inschrift aus Capideva kennengelernt. G. Florescu, ihr Finder, setzt sie ins 3. Jahrhundert; das läßt sich bis zum Erscheinen seiner Veröffentlichung schwer beurteilen[6]. Alanen sind an der Donau bereits fürs 1. und 2. nachchristliche Jahrhundert bezeugt (Plin., n. h. 4, 80; SHA., v. Marci 22, 1; vgl. v. Pii 5, 5)[6a]. Unmöglich ist also die Angabe der Maximinsvita keineswegs.

Gleichviel: auch diese Überlieferung wurde fast einhellig verworfen. Die Folge davon ist, daß die letzte Gesamtdarstellung des 3. nachchristlichen Jahrhunderts[7] die Gotenkriege mit der Zerstörung von Histria 238 beginnen läßt. Doch damit war es nicht genug. Denn jenes Ereignis fällt, wie S. Lambrino[8] an Hand von inschriftlichen Neufunden gezeigt hat, mindestens zehn Jahre später. Folgerichtig setzt A. A. Vasiliew[9] die Südostwanderung der Goten kurz vor der Jahrhundertmitte an.

Untersuchungen über die „Unzuverlässigkeit" der Kaiserbiographien, denen die angezogenen Nachrichten entstammen, gibt es in Fülle[10]. Im vorliegenden Fall scheint es umgekehrt zu liegen. Ein Neufund aus der Moldau vermag zu zeigen, daß sich eine gute Überlieferung erhalten hat.

In ihrem Bericht über die Ausgrabungen von Poiana in der Moldau haben R. und E. Vulpe ein beschriftetes Gefäßfragment veröffentlicht[11], das dort 1927 von M. Dimitriu gefunden wurde. Es gelangte aus seiner Sammlung in das Kommunale Museum von Tecuci. Im Jahre 1933 gelang es M. Dimitriu, ein weiteres Fragment des gleichen

[4] Die gleiche Nachricht bei Jordanes, Rom. 281; Get. 83, im letzteren Falle mit der Herkunftsangabe Symmachus in quinto suo historiae libro. Th. Mommsen (p. XXXIX f. Ausg.) hielt dies für ein Schwindelzitat; Hohl (RE. 10, 855) nimmt an, daß Symmachus die Kaiserbiographien ausschrieb. Ein Entscheid läßt sich nicht geben.

[5] Auf die weiteren Vermutungen Mommsens im Index seiner Ausgabe (S. 148 unter Cniva) braucht nicht eingegangen zu werden. Die Varianten der Überlieferung des Namens Mica findet man in den Ausgaben von Hohl und Mommsen.

[6] Vorläufig S. Gutenbrunner, ZfdA. 1938, 115f. Ein anderer Fall bei V. Pârvan, Histria VII (Acad. Română, Mem. secț. istor. III 2 [1923], 131f.).

[6a] Gegen M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks 119; N. H. Baynes, The Hist. Aug. 22.

[7] H. M. D. Parker, A history of the Roman world from A. D. 138 to 337, S. 148.

[8] Rev. ét. Lat. 11, 457f.

[9] The Goths in the Crimea 3.

[10] Zuletzt A. Alföldi, Klio 31, 249f.; doch sei auf A. Degrassi's Abhandlung über die Elogien des Augustusforums verwiesen, der den Wert des Zeugnisses v. Sev. Al. 28, 6 ins Licht gerückt hat: Inscript. Italiae 13, 3, 1f.

[11] Dacia 3—4, 341f.; Fig. 123.

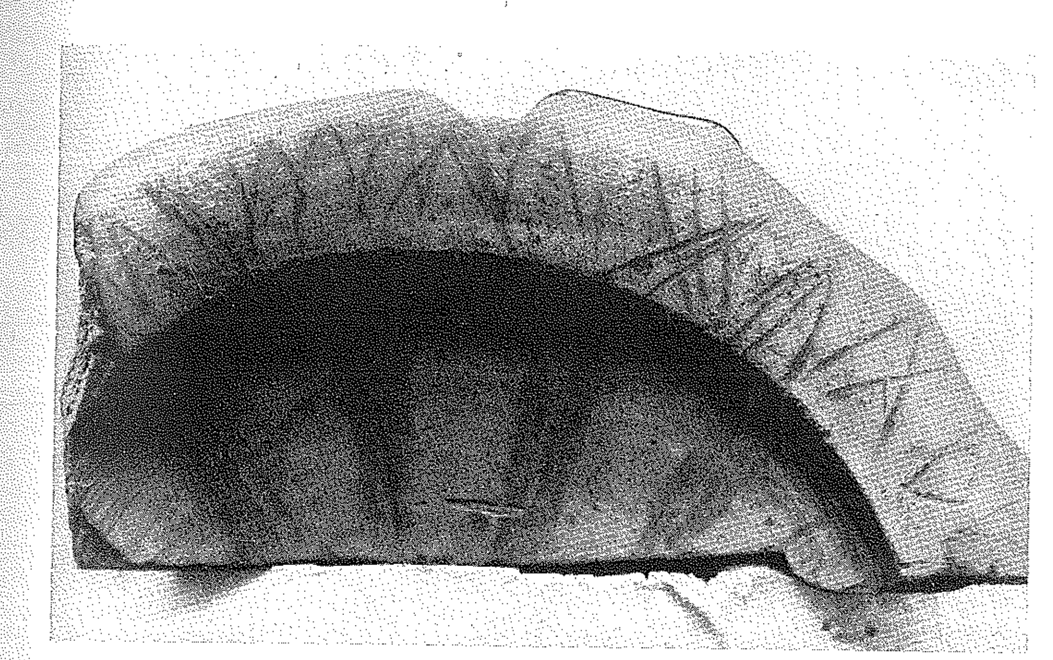


Abb. 1. Gefäßinschrift von Poiana, Fragment 1927
Photo R. und E. Vulpe, Bukarest

Gefäßes, 800 Meter von dem Fundort des ersten entfernt, zu ermitteln und beide zusammenzufügen[12].

Das Gefäß selbst gehörte zur einheimischen graugelben, mit Bemalung verzierten Ware; auf seinem flachen Rand sind Buchstaben oder buchstabenähnliche Zeichen eingeritzt, die die Herausgeber ans griechische und lateinische Alphabet erinnerten. Eine Deutung haben sie nicht versucht, denn sie glaubten, mehr oder weniger sinnlose Kritzeleien eines gotischen Töpfers vor sich zu haben.

Grundsätzlich ist eine derartige Lösung durchaus möglich. Schon aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert kennt man eingeführte rhodische Ware mit griechischen Töpferinschriften; sie wurde in der getischen Station von Piscul Crăsani, östlich von Bukarest, gefunden[13]. Nachahmung ist in der Folgezeit, als die Einflüsse aus der griechischen und römischen Welt ständig zunahmen, mehr als wahrscheinlich. Doch *eine* Möglichkeit wurde dabei übersehen. Die Inschrift scheint sich als sinnvoll zu erweisen, wenn man darangeht, sie als runisch zu deuten[14].

Auf Abbildung 1 gebe ich eine Aufnahme des zuerst gefundenen Fragments, auf Abbildung 2 die beiden Stücke nach ihrer Zusammensetzung durch M. Dimitriu. Abbildung 3 gibt meine Umzeichnung unter Beifügung der im folgenden zugrunde gelegten Numerierung.

Die beiden Aufnahmen sind von verschiedenem Wert. Abbildung 2 vermittelt allein den vollen Eindruck des Gefäßes. Aber die Schriftlinien sind nachträglich mit Weiß überzogen und so die ursprünglichen Züge verdeckt. Auch haben sich Ungenauigkeiten bei diesem Verfahren eingeschlichen. Der Längsstab Nr. 7 ist nicht nach oben ausgezogen; bei Nr. 3 gehen die drei Stabenden oben links über den weißen Überzug hinaus. Gar nicht zu reden von den Nr. 1—2, wo die Flauheit des Lichtbildes zu mancherlei Verwirrung geführt hat. All dies läßt sich durch Vergleich mit Abbildung 1 feststellen. Im folgenden ist darum

[12] Briefliche Mitteilung M. Dimitrius vom 8. 12. 1938.

[13] J. Andriescu, Acad. Română, Mem. secț. istor. III tom. 3 [1926], 70f.; 107; V. Pârvan, Getica 204.

[14] Die Photos verdanke ich der Güte von R. Vulpe und M. Dimitriu; meinem Freunde C. Daicoviciu bin ich für freundliche Vermittlung verpflichtet.

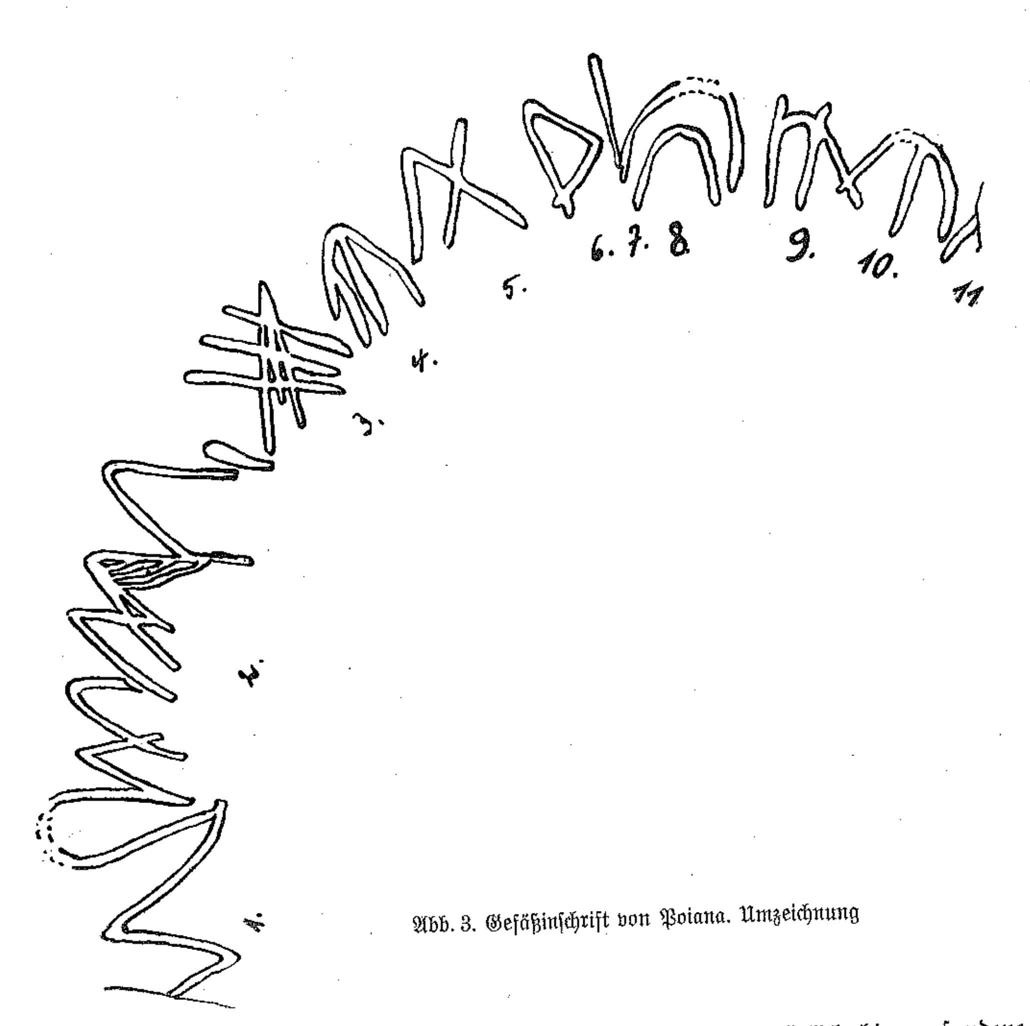


Abb. 3. Gefäßinschrift von Poiana. Umzeichnung

diese ältere Aufnahme zugrunde gelegt und nur für das nachträglich hinzugefundene Fragment Abbildung 2 herangezogen.

Der Deutungsversuch sei mit Nr. 4 begonnen. Es handelt sich um keinen Buchstaben des griechischen oder lateinischen Alphabets, sondern um ein runisches t. Der gleiche Buchstabe begegnet als Nr. 10 ein zweites Mal, hier mit fehlendem oberen Abschluß; er muß etwa in Richtung der Bruchstelle verlaufen sein. In der vorliegenden Form mit gerundetem Oberteil ist die t-Rune jüngst auf dem Pokal von Vehlingen (Kr. Rees) zutage gekommen. H. Arntz, der ihn veröffentlicht hat[15], ist geneigt, ihn noch vor die Mitte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts zu setzen. Es wird sich zeigen, daß diese Zeitstellung sich von der unserer Inschrift nicht allzu weit entfernt.

Es folgt, als Nr. 5, ein a ᚨ. Der zweite Schrägstab ist nach rechts oben weit durchgezogen, gleich der späteren a-Rune des Nordens. Nach links reichen beide Schrägstäbe tief herab, tiefer noch als auf dem einen der Nydamer Pfeilschäfte[16]. Als Nr. 9 kehrt das Zeichen wieder, wobei der Hauptstab leicht gekrümmt und der erste Schrägstab gleichfalls nach oben durchgezogen ist.

Nr. 6 ist kein D, wie die Herausgeber vermuteten, denn der senkrechte Stab ist über den unteren Schnittpunkt mit dem seitlichen Halbkreis hinaus verlängert. Es handelt sich

[15] Rhein. Vorzeit in Wort u. Bild 1938, 101 f.
[16] W. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark 26, Abb. 19.

entweder um ᚹ w oder um ᚦ þ, beide Male in der runden Form. Für die zweite Möglichkeit spricht das weitgehend übereinstimmende þ der vandalischen Urne von Sedschütz (3. Jahrhundert nach Zw.)[17]; für die erste, wie sich noch zeigen wird, der Sinn. Auch auf dem Stein von Rävsal sieht die fünfte Rune eher wie ein þ aus, und doch verlangt der Sinn eindeutig ein w[18]. Ein ähnliches Schwanken stellt sich bei einem der Grafitti von Breza ein[19].

Nr. 7 ist i, Nr. 8 als runischer Buchstabe bislang nicht belegt. Es handelt sich um zwei übereinanderliegende Halbkreise, die zunächst als Sinnbildzeichen angesprochen werden dürfen. Ähnliche Bildungen sind an den ostgermanischen Lanzenspitzen von Dahmsdorf (Ende des 2. Jahrhunderts n. Zw.) und Kowel (Anfang des 3. Jahrhunderts n. Zw.)[20] bekannt. Von Nr. 10 ist nur der Anfang vorhanden.

Als Lesung ergibt sich (Nr. 4—9):

t a w (oder þ) i [·] a t [. . .

[17] W. Krause, a. O. 44 f., Nr. 30; H. Arntz, Runendenkmäler 97 f.; 99.
[18] W. Krause, a. O. 158.
[19] H. Arntz, a. O. 154.
[20] W. Krause, a. O. 19 f., Nr. 8; 20 f., Nr. 9; H. Arntz, a. O. 1 f.; 19 f.



Abb. 2. Gefäßinschrift von Poiana, Fragment 1927 und 1933 zusammengesetzt
Photo M. Dimitriu, Tecuci

Nur eine sprachliche Deutung bietet sich, soweit ich sehe: tawida. Dabei ist das bisher unverständliche Zeichen Nr. 8 vorläufig (bis zum Erweis des Gegenteils) als d angesprochen, Nr. 10 dem Beginn des nächsten Wortes zugewiesen. Auf dem Goldhorn von Gallehus[21] steht die Inschrift des Mannes, der es verfertigt oder wahrscheinlicher: der das bereits vorhandene Stück ausgebessert hat[22]. Er gebraucht das Zeitwort tawido, das im Gotischen als taujan, Prt. tawida wiederkehrt. Gemeint kann nur das Verfertigen oder Ausschmücken des Gefäßes sein. Dem Zeitwort folgten vermutlich Akkusativobjekt und Subjekt, wie auf dem Stäbchen von Britsum[23], der Fibel von Charnay[24] und dem Sax von Steindorf[25] — um nur diese zu nennen[26].

Es bleibt noch der Rest der Beschriftung. Nr. 3 besteht aus drei Schrägstrichen, die von zwei längeren und einem kürzeren, im Gegensinn geneigten, geschnitten wird. Um eines der einfachen Runenzeichen handelt es sich nicht: es kommt lediglich ein Sinnbild oder eine Binderune in Betracht. Auf dem Brakteat Nr. 57 aus Seeland erscheint ein aus drei übereinandergesetzten t-Runen gebildetes Zeichen[27], und ein ähnliches kommt auf dem Stein von Kylver[28] vor. Entsprechend scheint unser Zeichen sich in die dreimal nebeneinandergesetzte g-Rune ᚷ zu zerlegen[29].

Die dreimalige „Gabe"-Rune ist nur sinnbildlich, nicht als Lautzeichen zu verstehen. In gleiche Richtung führt der Rest der Beschriftung (Nr. 1—2). R. und C. Vulpe haben da ein viermaliges lateinisches M unterschieden. Der Sachverhalt scheint damit getroffen. Wenn man wiederum von rechts nach links vorgeht, so unterscheidet man eine Gruppe von drei M (Nr. 2) und dann, in kleinerem Abstand und unmittelbar neben der Bruchstelle, ein viertes (Nr. 1). Bei der linken Hälfte des ersten Zeichens setzte, so scheint es, der Schreiber nachträglich und über das bereits Dastehende hinweg zu einem zweiten Versuch an; vielleicht handelt es sich um einen Versuch mehrstrichiger Schreibung. Beim dritten ist die linke Seite rundbogig ausgefallen; das vierte ist infolge Bruchs unvollständig. Nur in einem Punkt wird man von den Herausgebern abweichen müssen. Da die Inschrift sich bisher als runisch erwiesen hat, wird man nicht das lateinische M, sondern die vierfache e-Rune zu erkennen haben.

Auch da scheint es sich um Sinnbildrunen zu handeln. ᛖ bedeutet urnordisch *ehwaR „Pferd". Dieses Pferd ist Wodans heiliges Tier. Ob man es bildlich darstellte wie auf den Steinen von Roes[30] und Eggjum[31], es mit Namen nannte wie auf dem Stein von Kylver[32] oder dafür die e-Rune setzte, es bedeutete dasselbe. Brakteaten, die dem „Pferd" geweiht sind, nennen es mit vollem Namen[33], andere drücken das gleiche durch Setzung der e-Rune aus[34].

Für die Deutung unserer Gefäßinschrift ist wichtig, daß auf den Brakteaten 43—45 und 85—87 sich die Verbindung mehrerer e-Runen findet. K. H. Schlottig, der die Stücke zuletzt behandelt hat[35], löst die Ligatur als ᛖᛖᛚᛁᛚ = eelil auf und versteht sie als Aufforderung an Odin, in den Kampf einzugreifen. Es erhebt sich die Frage, ob auch in

[21] W. Krause, a. O. 174, Nr. 76.
[22] Hinweis von G. Bäsecke; vgl. V. Thomsen, Arkiv f. nord. Filol. 15, 193f.
[23] H. Arntz, a. O. 154f.
[24] H. Arntz, a. O. 173.
[25] Nach H. Arntz' Deutung: Germania 1936, 128f.; anders W. Krause, a. O. 232f., Nr. 100.
[26] Weitere Beispiele bei W. Krause, a. O. 246.
[27] W. Krause, a. O. 55.
[28] W. Krause, a. O. 9f.; Was man in Runen ritzte 9.
[29] Hinweis von G. Bäsecke.
[30] W. Krause, Runeninschriften 99f., Nr. 53.
[31] W. Krause, a. O. 103f., Nr. 54.
[32] W. Krause, a. O. 8f., Nr. 1.
[33] W. Krause, a. O. 47f., Nr. 31–33.
[34] H. Arntz, Die Runenschrift 52f.; W. Krause, Was man in Runen ritzte 9f.
[35] Beiträge zur Runenkunde u. nordischen Sprachwissenschaft, G. Neckel dargebracht 74f. (Hinweis von G. Bäsecke).

unserem Fall neben der mehrfach gesetzten e-Rune noch andere zu erkennen sind, insbesondere ob derjenige Teil, den wir vermutungsweise als Versuch mehrstrichiger Schreibung gedeutet hatten, als ᚨ und das folgende als ᚢ zu verstehen sei. Das lasse ich vorläufig unentschieden.

Hinsichtlich der Zeitstellung ist zu erwähnen, daß der Vergleich mit anderen Runendenkmälern öfters auf die ältesten geführt hatte. Ausgesprochen junge Formen scheinen nicht vorzukommen. Entscheidend ist, daß kein Stück der in Poiana gefundenen Töpferware unter das Jahr 200 n. Zw. herabreicht. Das haben die Feststellungen von R. und C. Vulpe erwiesen. Da die runische Inschrift vor dem Brand eingeritzt wurde, ist damit der späteste Ansatz gegeben; natürlich kann man auch ein oder zwei Jahrzehnte höher hinaufgehen.

Als Verfertiger kommt ein Gote oder ein Bastarne in Betracht. Die Bastarnen saßen vornehmlich an der Donaumündung, aber sie reichten bis zu den Karpathen herauf[36], waren Nachbarn der Daker und Karpen. Ihre germanische Sprache hatten sie bewahrt (Tacit., Germ. 46). Auch die Tatsache, daß sie nach bisheriger Auffassung die einzigen Germanen waren, die bis zu jenem Zeitpunkt in den Donauraum gelangt waren, könnte für sie sprechen. Auf der anderen Seite haben wir kein Zeugnis dafür, daß sie sich der Runenschrift bedient haben. Und sollten sie gleichwohl die Runen aus dem Norden mitgebracht haben, so standen sie seit dem 2. Jahrhundert v. Zw. unter dem Bann der griechischen Kultur. Das spätere Verhalten der Goten zeigt, wie rasch unter solchem Einfluß die ererbte Schrift aufgegeben werden konnte.

Dagegen kamen die Goten damals frisch aus dem Norden, wo man ihre Runendenkmäler kennt. Die gotische Runeninschrift auf der Speerspitze von Kowel fällt etwa in die Zeit[37] unserer Gefäßinschrift. Das Zeugnis der Sprache kommt hinzu. Es bestätigt eindeutig, daß wir es mit einem Goten zu tun haben.

Wenn die vorgeschlagene Deutung zutrifft, so darf die Gefäßinschrift von Poiana als Vorläuferin der ungleich berühmteren Runeninschrift auf dem goldenen Halsring von Pietroasa gelten. Beide Stücke sind gotisch, liegen aber zwei Jahrhunderte auseinander[38]. Es scheint, als sei damit die Zahl der Runendenkmäler auf rumänischem Boden noch nicht erschöpft. J. Bianu[39] hat in einem von Mißverständnissen nicht freien Aufsatz gotische Sprache und runischen Charakter für zwei Steininschriften von Folticeni vermutet. Der Beweis bleibt freilich noch zu erbringen, so daß mit diesen Denkmälern vorerst nicht gerechnet werden kann.

Da die Inschrift von Poiana um oder kurz vor 200 n. Zw. fällt, so befanden sich damals im Moldaugebiet bereits Goten. Das stimmt mit dem Zeugnis über Maximins gotischen Vater überein, ist also geeignet, ihm den geschichtlichen Wert zu verleihen, der ihm bisher verweigert wurde. Daß sich in der Station Poiana keine weiteren Reste der Goten gefunden haben, mag mit ihrer vorerst noch geringeren Zahl zusammenhängen. Doch es darf auch daran erinnert werden, daß sie gerade in Siebenbürgen und seiner Nachbarschaft sich den bestehenden Lokalkulturen zunächst stark angepaßt haben[40]. Erst in späterer Zeit beginnt ihre archäologische Hinterlassenschaft eigene Wesenszüge aufzuweisen.

Schließlich die Folgerung für die römische Geschichte. Aus der Statistik der in den nordischen Ländern gefundenen Horte römischer Denare haben O. Almgreen[41] und H. Shetelig[42] bereits den Schluß gezogen, daß die Goten unter Marcus ihre Südostwande-

[36] Ihm, RE. 3, 111.
[37] H. Arntz, Runendenkmäler 23f.
[38] H. Arntz, Runendenkmäler 65f.
[39] Acad. Română, Mem. secț. istor. III 5 (1931), 3.
[40] C. Daicoviciu, La Transilvanie dans l'antiquité 87f.
[41] Almgreen-Nerman, Die ältere Eisenzeit Gotlands 57f.
[42] Shetelig-Falk-Gordon, Scandinavian Archeology 200f.

rung begonnen und so in friedliche Berührung mit dem Römerreich getreten sein mußten. Umgekehrt glaubten sie aus dem Abbrechen dieser Horte nach Septimius Severus auf eine Zeit kriegerischer Verwicklung schließen zu dürfen. Die kritische Geschichtswissenschaft hat bei ihrer Betätigung dieses Zeugnis der Bodenfunde übersehen. In Wirklichkeit ist es eine Bestätigung für die Geschichtlichkeit von Caracallas Gotenkrieg: wir müßten ihn fordern, wenn uns die Überlieferung keine Kunde erhalten hätte[43]. Nunmehr kommt das Zeugnis der Gefäßinschrift von Poiana hinzu. Es gibt keinen Grund mehr, Caracallas gotische Kämpfe zu leugnen, und vielleicht lassen sie sich geradezu in der Moldau — der Landschaft, in der Poiana liegt — ansetzen.

Caracalla hat im Jahre 214 gegen die Karpen gekämpft (o. S. 49). Dieser Stamm gehörte zu den freien Dakern und sollte in der Folgezeit zu den gefährlichsten Gegnern Roms zählen[44]. Seine Sitze lagen im Nordosten und Osten der Karpathen, die wie ein Wall die dakische Provinz gegen die Moldau und die bessarabische Tiefebene abschlossen. Doch der Ostteil des römischen Gebietes war nicht bis zum Gebirgsrand besetzt. Die Kastelle lagen inner- und unterhalb des Kammes[45], mit einziger Ausnahme der Befestigungen, die den Oitoschpaß schützten[46]. Nordwestlich dieses Passes und nördlich des Beckens von Háromszék hat jetzt A. Ferenczi[47] im Judiziat Ciuc eine Anzahl von Burganlagen festgestellt und sie mit Sicherheit den Karpen zugewiesen. Sie liegen sämtlich westlich des Karpathenkammes, hatten sich aber von römischer Besetzung freigehalten und bildeten ein Widerstandszentrum der nicht untertänigen Daker. In den Kämpfen des Philippus Arabs gegen die Karpen wird eine solche Burg als Rückzugsort des Feindes genannt (Zos. 1, 20, 1—2) und sicherlich ist damit eine dieser Anlagen gemeint[48]. Ob Caracalla vom Unteren Moesien aus gegen die Karpen kämpfen ließ, wie dies unsere Quellen (o. S. 49) vielleicht nahelegen, oder von Dakien aus, wo seine Anwesenheit durch eine noch unveröffentlichte Inschrift aus Porolissum erwiesen wird[49], bleibe unentschieden. Zwischen dem Oitoschpaß im Süden und den Burgen zwischen Karpathen und Hargitagebirge im Nordwesten stießen jedenfalls die Fronten der Römer und Karpen hart aufeinander.

Poiana liegt bereits nach der Ebene zu, südöstlich des Paßausganges. Die Gegend bildete die Fortsetzung der karpischen Front im Nordwesten. Goten und Karpen konnten hier als Bundesgenossen auftreten, wie sie es in der Folgezeit oft getan haben.

Nachtrag. Der auf Seite 50 erwähnte Name „Mica" läßt sich als Koseform zu got. mikils „groß" erklären, mit k-Suffix gebildet. Vergl. G. Trathnigg: Die Ostgermanen und ihre Lautentwicklung. Wien 1934 (Diss.), S. 178 und 518.

[43] H. Arntz, Runendenkmäler 22f. hat auf die Übereinstimmung mancher Sinnbilder der gotischen Lanzenspitze von Kowel mit pontischen Zeichen hingewiesen. Er datiert das Stück um 200 n. Zw. und meint, diese Zeichen könnten den Goten schon in den Weichselgegenden bekannt geworden sein. Durch die Frühdatierung ihrer Südostwanderung könnte vielleicht eine einfachere Lösung gefunden werden.
[44] Vgl. noch C. Daicoviciu, a. O. 86f. gegen A. Alföldi, Egyet. Phil. Közl. 1929/30, 38; 58; 60.
[45] V. Christescu, Ist. militară a Daciei Romane 114f.; C. Daicoviciu, a. O. 46.
[46] C. Patsch, Sitz.-Ber. Wien. Akad. 217, 1, 145f.
[47] An. Comis. Monum. Istor. 4, 237f.
[48] Dies ist auch die Meinung von C. Daicoviciu (brieflich).
[49] Mitteilung von C. Daicoviciu, August 1938. Vgl. vorläufig C. Daicoviciu, a. O. 73, Anm. 2.

Kultisches Brauchtum in der altisländischen Saga

Landnahme und Eid

Von Gilbert Trathnigg

Die altisländischen Sagen haben uns in zahlreichen Berichten die Formen der Landnahme der ersten Siedler überliefert. Die Hauptform zeigt das Umschreiten des gewählten Landstückes mit Feuer. So heißt es besonders in dem Landnahmebuch (Thule XXIII, 111): „Skefil hieß ein Mann ... und während Semund seine Landnahme mit Feuer umzog, nahm Skefil alles Land nördlich von der Sauda." Dieses Umziehen mit Feuer kann in verschiedener Form vorgenommen werden. Zunächst durch Umschreiten, so etwa in der Geschichte des Goden Snorri c. 4 (Thule VII, 18): „Darauf umging Thorolf sein Land mit Feuer von der Mündung der Stabach bis zu einem Fluß, den er Thorsach nannte." Ersetzt kann das Umschreiten des Gebietes mit dem Feuer durch bloßes Umschreiten werden, wobei nur an besonders kennzeichnenden Punkten Feuer entfacht wird, wie wiederum das Landnahmebuch (Thule XXIII, 117) überliefert: „Im Sommer durchforschte Helgi die ganze Gegend und nahm den ganzen Eyjarfjord zwischen Siglunes und Rexnisnes in Besitz. Er machte bei jeder Flußmündung ein großes Feuer an und heiligte sich so das ganze Gebiet." Der Schluß dieser Stelle berichtet zugleich über den Sinn der Handlung, die nicht allein Rechtsbrauch, sondern vor allem eine kultische war. Über die große Bedeutung dieses Brauchtums ist man sich sofort klar, wenn man bedenkt, daß hier zwei Weihesitten zugleich angewendet wurden. Die Weihe durch das „reine" Feuer und durch das Umschreiten tritt bei allen indogermanischen Völkern bei bedeutsamen kultischen Handlungen immer auf und ist mit dem Haseln des Dingfeldes und des Kampffeldes eng verwandt. In diesem Zusammenhang sei auch noch darauf verwiesen, daß die heiligen Bezirke, wie Berichte und Funde zeigen, gleichfalls durch einen Wall oder einen „Zaun" umgeben waren. Dies gilt auch von den isländischen Tempeln, von denen der Brauch später auf die christlichen Kirchen überging. Die große Bedeutung dieser Umhegung wirkt noch nach, wenn das Norwegische Recht (Germanenrechte Bd. 6, S. 11 und 12) § 11 und 13 betont, daß der Kirchenbau erst dann vollendet ist, wenn der Zaun um die Kirche herum angelegt ist. Aus westgermanischem Gebiet ist hier als Entsprechung an die „Umzäunung" zu erinnern, wie vor Gericht nach Extravag. Leg. Sal. 55, 1a Grabmale genannt werden. Aus Lex. Sal. 57, 3 ergibt sich deutlich, daß hier nicht etwa eine Umschreibung, sondern tatsächlich eine Umhegung des Grabes durch einen Zaun vorliegt. Dies erklärt auch den bisher ungeklärten Bericht von Ammian XVI 2, 12, daß die Alamannen die Städte meiden „wie mit Netzen umspannte Gräber". Hier liegt nichts anderes dem Bericht zugrunde, wie eine Umschreibung einer besonderen Art von Umzäunung, die bei Gräbern allgemein üblich war. Vielleicht kann man auch annehmen, daß für Widergänger besondere Umzäunungen, die besonders gearbeitet waren, errichtet wurden. Dies könnte man wegen der Scheu, diese Orte zu betreten, annehmen, doch darf man nicht vergessen, daß bei diesem Teil des Berichtes nur zu wahrscheinlich mit einer interpretatio Romana gerechnet werden muß, so daß er für eine Scheu der Germanen vor Gräbern nichts besagt. Der Brauch des Umschreiten des neuen Landes mit Feuer, der späterhin nach dem Landnahmebuch (Thule XXIII 142) Gesetz wurde: „König Harald schlichtete den Streit dahin, daß niemand mehr (Land) nehmen sollte, als er mit seinen Schiffsgenossen an einem Tage mit Feuer umschreiten könnte", konnten auch durch bloßes Umschreiten oder Umfahren ersetzt werden: „König Magnus steuerte von dort nach den Hebriden, aber seine Mannen sandte er in die schottischen Fjorde. Er ließ da seine Mannen auf der einen Seite hinaus und auf der anderen hineinrudern und nahm so alle Inseln im Westen von Schottland in Besitz." Auch das Überschießen eines Gebietes mit einem brennenden Pfeil wurde als Landnahme an-



Wikingerschiffe auf dem Teppich von Bayeux

gesehen: „Önund schoß einen brennenden Pfeil über den Fluß und weihte sich so das Land westlich vom Fluß als eigen und baute sich mitten an“ (Thule XXIII, 113). Übrigens zeigen die Vorschriften, die König Harald erlassen hat, eine Mischform: nach ihr müssen neben dem Umschreiten auch Rauchfeuer an Merkpunkten errichtet werden, wie die Fortsetzung zu der oben genannten Stelle zeigt: „Man sollte Feuer machen, wenn die Sonne im Osten stand. Dazu sollte man andere Rauchfeuer machen, so daß man eins vom andern aus sehen könnte. Aber die Feuer, die angemacht worden waren, als die Sonne im Osten war, sollten bis zur Nacht brennen. Darauf sollten sie gehen, bis die Sonne im Westen stünde, und dort wieder Feuer machen.“ Eng verwandt mit dieser Umschreitung mit Kennzeichnung der Hauptpunkte der Grenze ist ein anderer Brauch, der uns gleichfalls im Landnahmebuch (Thule XXIII, 126) überliefert ist: „Sie stellten auf dem Reistargnup eine Axt auf und benannten danach den Oxarfjord (d. i. Axtfjord). Im Westen stellten sie einen Adler auf und benannten danach die Arnarthufa (Adlerdaube), und an einer dritten Stelle stellten sie ein Kreuz auf und nannten sie Kroßas (d. h. Kreuzrücken). So heiligten sie sich den ganzen Oxarfjord.“ Damit kann man einen gotischen Brauch in Verbindung bringen. Codex Euricianus 275 (inhaltlich gleich mit Lex Visigoth. X 3, 1—3) heißt es: „So oft über Grenzen ein Streit entstanden ist, soll man den von alters eingesetzten Zeichen nachforschen, d. h. einem Erdwall, der offenbar ursprünglich als Grenze der Landgüter angelegt wurde, oder auch den Steinen, die sich als Grenzzeichen oder sichtbar eingemeißelte Marken ausweisen. Fehlen solche Zeichen, dann muß man die Zeichen an den Bäumen, die sogenannten ‚Zehnzeichen‘ beachten, aber nur solche, die erwiesen in alter Zeit eingeschnitten worden sind.“ Da die Landnahme der Goten in Spanien nicht einfach die alten Grenzen übernahm, sondern das Land aufteilte, wie auch die Bezeichnungen „Gotenlose“ und „Römerdrittel“ zeigen, haben wir altes germanisches Brauchtum in dieser Bestimmung vor uns, die uns zugleich auch das hohe Alter unserer Sippen- und Hausmarken bezeugt. Von Landbesitzzeichen, die uns allerdings leider nicht näher beschrieben werden, so daß wir nicht wissen, ob und welche Zeichen man an ihnen angebracht hat,

berichtet auch das Landnahmebuch. Leider ergibt sich auch aus den beiden Stellen nicht, ob diese Sitte statt oder als Ergänzung des Landnahmebrauches mittels Umschreitens mit Feuer angewendet wurde. Doch heißt es in der ersten Stelle (Thule XXIII, 110): „Avar stellte dort eine hohe Stange auf und sagte, dort nehme er für seinen Sohn Vefröd eine Wohnstelle. Drauf nahm er den ganzen Langidal von dort landeinwärts und ebenso nördlich vom Bergrücken.“ Da hier ausdrücklich noch erwähnt wird, daß er „Land nahm“, möchte ich vermuten, daß nach der Errichtung des Landbesitzzeichens noch außerdem das Land umritten wurde, weil ja auch in Fällen, wo nach dem Gesetz die Umschreitung stattgefunden haben muß, die Verzeichnisse des Landnahmebuches nur berichten, daß der Betreffende sich „Land genommen habe“. Außerdem zeigt die zweite Stelle (Thule XXIII, 111): „Dort stellte er eine frischgeschälte Stange auf, was man ein Landbesitzzeichen nannte“, daß hier ein keineswegs vereinzelter Brauch vorliegt, da man dafür ja einen eigenen Namen hatte. Man wird deshalb beide Berichtarten, das Umschreiten und die Errichtung des „Landbesitzzeichens“ miteinander verknüpfen dürfen.

*

In den Familiengeschichten oder Sagas Altislands spielt bei den genauen Schilderungen der Vorgänge der Eid keine kleine Rolle. Die gebräuchlichste Form ist der Eid auf den Ring des Goden: „Ein Ring von zwei oder mehr Unzen sollte in jedem Haupttempel auf dem Altare liegen. Diesen Ring sollte jeder Gode zu den Versammlungen, die er selbst abhielt, an der Hand tragen, nachdem er ihn zuvor mit dem Blute des Opfertieres gerötet hatte, das er selbst dort opferte. Jeder, der vor Gericht eine rechtliche Handlung durchzuführen hatte, sollte vorher einen Eid auf diesen Ring schwören und sich zwei oder mehr Zeugen ernennen. ‚Ich ernenne sie zum Zeugnis‘, sollte er sagen, ‚daß ich einen Eid leiste auf den Ring, einen Gesetzeseid‘“ (Landnamabok IV c. 7). Bestätigt werden diese Bestimmungen durch zahlreiche andere Berichte. So etwa durch Droplaugsaga c. 6: „Sveinung und die beiden anderen leisteten einen feierlichen Eid auf den Opferring“ (Thule XII, 117), oder Snorrisaga c. 16: „Arnkel schwor auf den Altarring“ (Thule VII, 36). Über den Vorgang bei der Eidesleistung unterrichtet Vigaglumssaga c. 25: „Wer im Tempel einen Eid leisten sollte, nahm den Silberring in die Hand, der mit dem Blute des geopferten Rindes gerötet war und nicht weniger als drei Unzen wiegen sollte. Da sprach Glum folgendermaßen: ‚Ich rufe den Asgrim zum Zeugen auf, rufe zweitens den Gizur zum Zeugen auf, daß ich einen Tempeleid auf den Ring leiste und dem Asen sage, daß ...‘.“ Über die Form des Ringes unterrichtet die Snorrisaga c. 23: „Auf dem Altar lag ein nicht zusammengeschlossener Ring, zwanzig Unzen im Gewicht. Darauf mußten alle Eide abgelegt werden. Diesen Ring sollte der Priester bei allen Thingversammlungen tragen.“ Dazu vergleiche c. 33 der gleichen Saga: „Jetzt aber schwang Steinthor sein Schwert und hieb auf Gode Snorris Arm. Das gab einen lauten Krach. Der Hieb hatte nämlich den Altarring getroffen und ihn nahezu auseinandergespalten. Aber Snorri blieb ohne Wunde ...“ (Thule VII, 19 und 112).

Über das Alter dieser Form des Eides haben wir ebenso wie für die unten genannte beim Brüderschaftsschwur keine direkten Zeugnisse. Die antiken Berichte wissen nichts davon zu berichten, und aus den späteren deutschen Quellen ist nur Lex. Rib. LXVII 5 cod. B. zu nennen. Vielleicht darf man aber Acta SS Juli VII 265 hier heranziehen, wo ein Eid auf einen Ring an der Kirchentür belegt ist. Wie weit auch Germanenrechte Bd. 6, Norwegische Rechte, übersetzt von R. Meißner, S. 27, § 37, heranzuziehen ist, läßt sich schwer entscheiden. Dort wird nur geschildert, daß der Eid an der Kirchentür abgelegt wurde, wobei auf der Schwelle ein Evangelienbuch lag. Ist letzteres nur christliches Beiwerk, das den alten Ring verdrängt hat? Oder ist letzteres nur nicht genannt? Oder liegt hier ein Eid auf die heilig gehaltene Schwelle eines Kultgebäudes vor, der auf die christ-

liche Kirche übertragen und durch das auf die Schwelle gelegte Evangelienbuch christlich gefärbt wird? Leider ergibt Grimm RA. I 242 f. nichts, wo ein Eid bei der Türe genannt wird.

Man wäre versucht, die Edda hier heranzuziehen, wo in der Havamal es heißt: „Den Eid auf den Ring hat Odin geleistet“; dies kann aber als Zeugnis für hohes Alter nicht angeführt werden, weil gerade solche Sätze bei einem Aufkommen eines neuen Brauches leicht umgewandelt werden können bzw. bei der Dichtung selbst nicht nach dem ältesten bekannten, sondern nach dem herrschenden Brauch geformt werden. Trotzdem möchte ich wegen Lex. Rib. LXVII 5 cod. B doch an einen gemeingermanischen Brauch denken, zumal das Tragen eines kultisch bedeutsamen Ringes auch von Tacitus für die chattischen Krieger berichtet wird.

Eine andere Form des Eides war bei der Blutsbrüderschaft Sitte. Thule VIII 69 (Gislisaga S. 11) berichtet darüber ausführlich: „Wir wollen ... uns Blutsbrüderschaft schwören.“ Damit waren alle einverstanden. Da gingen sie auf das Ende der Landzunge und schnitten dort einen Rasenstreifen aus der Erde, so daß er an beiden Enden noch an der Erde fest blieb, und stellten einen Runenspeer darunter. Der war so lang, daß ein stehender Mann die Schaftnägel mit der Hand erreichen konnte. Darunter mußten sie nun alle vier treten ... Und dann ritzen sie sich blutig und ließen ihr Blut in der trockenen Erde zusammenfließen, die unter dem Rasensteine bloßgelegt war, und rührten dann das ganze zusammen, die Erde und das Blut. Danach fielen sie alle auf die Knie und schwuren ihren Eid: Einer solle den anderen wie seinen leiblichen Bruder rächen, und riefen alle Götter zu Zeugen. Etwas kürzer und mit leichten Abänderungen heißt es Fas II 444: „Das wurde dann festgelegt mit Sprüchen. Sie ließen ihr Blut fließen und gingen unter einen Erdstreifen und schwuren Eide, daß einer den anderen rächen sollte, wenn einer mit Waffen erschlagen werde.“ Abweichend von den anderen Berichten kennt Fostbrödnasaga c. 2 drei Grasstreifen: „Sie sollten unter drei ‚jardamen‘ gehen, und das war ihr Eid.“ Nach der Laxdölasaga c. 18 (Thule VI 60) wurde dieser Eidesbrauch auch als Reinigungsprobe angewendet. „Thorkel ... forderte sie auf, die Reinigungsprobe nach Brauch und Sitte anzustellen. Die Reinigungsprobe fand damals in der Weise statt, daß man unter einen Erdstreifen treten mußte, indem ein Stück Rasen von dem Boden abgelöst wurde. Die beiden Enden des Rasenstreifens saßen im Boden fest, und der Mann, der die Reinigung auszuführen hatte, mußte darunter treten ... Der galt als gereinigt, der unter den Erdstreifen trat, ohne daß er über ihm einbrach.“

Andere Eidformen kennen die Gelübde. So wird der Juleid auf den Opfereber beim Weihebecher geleistet (Hervararsaga c. 10), während andere Gelübde auf heilige Steine abgelegt wurden. (Gudrunarkvida III 3 und Helg. Hund. II 29). Nicht direkt bezeugt, aber vorauszusetzen ist der Waffeneid, der sonst für das Germanische gut belegt ist.

Große Dinge gesehen zu haben, als einen großen Sturm, muß ohnstreitig dem ganzen Gehirn eine andere Stimmung geben, und man kann sich daher nicht genug in solche Lagen bringen; man sammelt auf diese Art, ohne zu wissen.

Lichtenberg



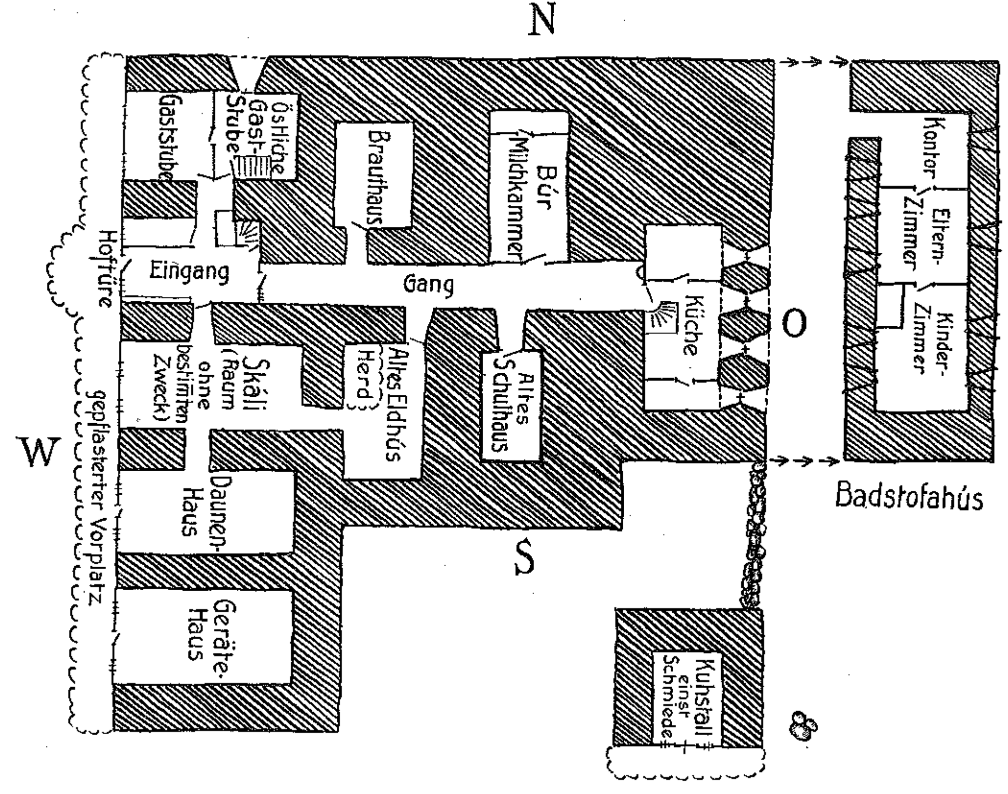
Der Pfarrhof von Laufas unweit Akureyri. Eine der wenigen erhaltenen Großbauten in Rasenarchitektur.
Von links nach rechts: Gaststube, Hofeingang, Halle, Daunenhaus, Gerätehaus
Aufnahme: Schweizer

Die letzte große Hofanlage in Rasenarchitektur auf Island

Von Bruno Schweizer

Der liebenswürdige Leiter des isländischen Landesmuseums in Reykjavik, Matthias Thórdarson, nahm mich im Jahre 1935 zu einen Pfarrhof Laufás am Eyjafjördur mit, der ganz im alten Rasenbau errichtet den Typ des „gamall baer“ verkörpert, den vor wenigen Jahrzehnten noch das ganze Land aufzuweisen hatte.

Zu fünft fuhren wir von Akureyri in einem Mietauto über unbeschreibliche Feldwege, Wiesenpfade und Furten nach dem etwa 60 Kilometer entfernten Pfarrhof. Von der Bergseite aus machte der Hof insbesondere durch den eigenartigen Bau der Badstofa einen ganz zyklopischen Eindruck, während die Westseite mit ihrer Giebelfront aus Brettern wesentlich moderner aussah. Am meisten aber stand zu dem urweltlichen Äußeren die innere Einrichtung der Finestofa im Gegensatz, in die wir alle geleitet wurden. Rote Samtmöbel aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, gestickte Bilder und Photographien versetzten uns ziemlich unvermittelt in den Salon eines biederen Mitteleuropäers; es folgten lange Besprechungen über die Ausbesserungsarbeiten und Neuigkeiten wurden ausgetauscht, bis endlich der übliche feierliche Gastkaffee aufgetragen wurde. Ich hauste ein paar Wochen lang in dem an die Prunkstube anschließenden, etwas feuchten und dunklen Gemache.



Alter Hof in Laufás

Wenn ich aus dem Prunkzimmer trat, kam ich in ein paar dunkle Winkel mit Wandschränken und ein kurzer Gang mündete in einen allseitig mit gehobelten, aber unbemalten Brettern vertäfelten Raum, den man Hofeingang (baejardyr) nannte. Dort fand man eine Wandbank und nach dem Innern des Hauses sah man in einen unterstandähnlichen Gang. Die Vorderfront der Firste (burstir) bestand nur aus einer einfachen Bretterwand ohne Rasenbau. Zweifellos hatte man sie in ihrer vorhergehenden Form im 18. Jahrhundert mit Rasenwalmdach und in noch früherer Zeit ganz aus Rasen gebaut, in den nur tiefe Fensterlöcher als Ausguck eingeschnitten waren, wenn man sich nicht überhaupt mit einem Skjár (= Fellfenster) im Dach begnügte.

Leider war der Pfarrer über die Baugeschichte seines Pfarrhofes nur ungenau unterrichtet. Nach Aussage eines alten Mannes soll der Grundriß des Hauptgebäudes uralt sein. Das letzte Mal wurde der Oberbau im Jahre 1859 ohne Änderung der Wände neu gefügt, im Jahre 1844 waren verschiedene Teile, so Badstofa, Kontor und Sudurskemma noch nicht gebaut.

Im allgemeinen ist auffallend, daß das Gebäude mit seiner Hauptfront nach Westen schaut, daß also die sonst immer irgendwie als Fensterseite bevorzugte Südrichtung völlig ignoriert wird. Der Erbauer wollte sich offenkundig den Blick auf den Fjord freihalten und wollte anderseits auch sein Bauwerk mit der vornehmsten Front dem Blick des fremden Seefahrers darbieten.

An dem ganzen Gebäude läuft ein gepflasterter Fußweg (stjett) von 1,20—1,40 m Breite entlang, der sich wie eine leichte Stufe 10 cm über den Grasboden erhebt und vor dem Haupteingang des Hofes im Halbkreis noch einen Meter vorgewölbt ist.

Der südlichste der fünf gleichartig aussehenden Brettergiebel birgt die *Sudurskemma* (1), einen Geräteschuppen für landwirtschaftliche Werkzeuge und Pferdegeschirr und Sattelzeug. Dieser Raum war beim alten Haus noch nicht dabei und man merkt es an Verschiedenem, daß es ein Neubau ist: Der Giebel ist etwas flacher und die verwendeten Balken sind größtenteils gesägt, während sonst fast nur behauene Balken auftreten. Das eigentliche Dach besteht aus viel mehr Längs-Unterlagen als bei älteren Dächern üblich war, ein Dachbodenraum fehlt, zum nördlich anschließenden Dúnhús ist kein Verbindungsgang vorhanden.

Der nächste Giebel enthält das *Dúnhús* (2), das wohl einst die Skemma war; jetzt werden dort die Eiderdaunen auf Strickharfen von dem anhaftenden Schmutz gereinigt, wenn die Leute des Pfarrers gerade keine andere Arbeit haben; davon auch der Name. Der Raum hat eine Tür auf die Stjett hinaus und eine Verbindung zur anschließenden Skáli. Der Dachstuhl, der keinen Dachboden trägt, beginnt 2,30 m über dem Boden. Die Verbindungsbalken zwischen den Standsäulen befinden sich aber schon in 1,70 m Höhe. In der Mitte des Dúnhús ist eine Falltür und Treppe zu einem kleinen Keller.

In der *Skáli* (3) ist der Boden mit Rasenstücken bedeckt. Es werden hier Kohlen und Brennmist und einige Gerätschaften verwahrt. Die Raumhöhe beträgt 2 m bis zu einem die östliche Hälfte umfassenden Zwischenboden. Dem Pfarrer war bekannt, daß die Skáli früher der größte und wichtigste Raum des Hauses war, der auch dem Aufenthalt der Gäste diente. Später war sie der Schlafraum der Knechte des Hofes, daran erinnert man sich in Laufás noch. Der Unterbau der Wände besteht aus Bruch- und Feldsteinen, die durch Rasenzwischenlagen festgehalten werden.

Von der Skáli führt eine sehr niedrige Tür über eine Steinstufe zum alten Eldhús. Der Gang dorthin ist an einer Stelle nur 1,10 m hoch. Ein anderer Ausgang führt (1,90 m hoch) zum Eingangsraum des Hofes.

Der Raum am Haustor wird *Baejardyr* (4) genannt. Er ist hier sauber mit leicht gebräunten, unbemalten, gehobelten, etwa 20 cm breiten Brettern von etwa 2 Zoll Stärke verkleidet. Die Raumhöhe vom Bretterboden bis zur Decke macht 2 m aus. Eine Wandbank von 25 cm Breite und 47 cm Höhe (normale Stuhlhöhe) befindet sich an der Südwand. Die Balkenlagen der Decke sind sichtbar und ungleich weit voneinander abstehend (1—1,50 m). Das Fenster neben der Haustüre hat die Ausmaße von 58×67 cm. Diese selbst ist 1,67 m hoch und 70 cm breit.

Nach dem Hausinnern zu ist der Eingangsraum durch eine früher mit 1,75 m hoher Türe versehene Bretterwand abgeschlossen, neben der ein kleines Fenster (17×27 cm) ein paar Lichtstrahlen ins dunkle Innere läßt.

Der anschließende *Gangur* (10) ist 15 m lang und durchschnittlich 1,80—2,00 m breit. Da die Wände aus Torf und aus Steinen gefügt sind, kann man keine gerade ausgerichteten Linien verlangen.

Vom Eingangsraum nur durch eine Holzwand getrennt, mit diesem aber unter einem Giebel und Dachboden, befindet sich nördlich davon eine Kammer (*Klefi*) (5), die wie der Eingangsraum rundherum mit gehobelten Holzwänden gut verkleidet ist. Die Raumhöhe beträgt 2 m, ein kleines Fenster bildet nach außen das Gegenstück zum Fenster neben der Haustüre. Man gelangt vom Seitengang zur guten Stube aus durch eine 60 cm breite und 1,70 m hohe Türe in diese Kammer, wo Geräte aller Art verwahrt werden.

Der im Aufriß dreieckige Dachboden über Eingang und Klefi enthielt wohl früher, wie das im ganzen Nordland noch häufig zu finden ist, Schlafplätze für Familienmitglieder und Dienstboten. Der Aufgang befindet sich in der Nordostecke des Eingangsraumes.

Wenn man den Seitengang zur guten Stube durchschritten hat, befindet man sich in einem dunklen Raume von 1,50×1,50 m, der *Forstofa* (6). Die Raumhöhe beträgt bis zum Dachstuhl 2,50 m, und dann ist es bis zum Dachfirstwinkel noch etwa 1 m. Hier

liegt nämlich ein kleines Verbindungsdach vom Giebel über Raum 4+5+7 zum Giebel über Raum 8+9. Die Raumhöhe des Seitengangs beträgt, soweit er unter das Dach des Eingangsfirstes fällt, 2 m. Der Boden steigt ein wenig zum eigentlichen Vorplatz, so daß der Übergang nur 1,85 m Raumhöhe aufweist. — Vom Vorplatz gehen zwei je 1,85 m hohe und 60 cm breite Türen in die feine Stube und das Nebengemach.

Östlich vom Seitengang liegt ein dunkler 2 m hoher Raum von 1,00×1,50 m im Geviert, Klaedaskápur (7) genannt, der zum Aufbewahren von Kleidern diente.

Durch die linke Türe betreten wir vom Vorraum aus die F i n e s t o f a (8) oder Vesturstofa, das eingangs erwähnte Prunkgemach. Es hat ölgestrichene Holzwände und ist 2,15 m hoch. Die beiden Fenster sind zum Öffnen eingerichtet (das galt als Luxus!) und haben die gleichen Ausmaße wie die am Eingang. Die doppelte Holzwand ist 20 cm stark, der Holzfußboden liegt mit der steingepflasterten Stjett eben. Die Fensterbrüstungen liegen 90 cm über der Erde.

Anschließend ist die A u s t u r s t o f a (9) 3,50×350 m im Quadrat. Das Bett steht unter der Schräge einer Treppe, die zum Dachboden des Giebels emporführt. An der Decke der Austurstófa (2 m Raumhöhe) sind die Tragbalken sichtbar, in der Vesturstófa sind sie verkleidet.

Der Dachraum der Giebel über Finestófa und Eingang ist innen sauber mit gefugten Brettern verschalt, so daß der in der Mitte über 2 m hohe Raum mindestens für frühere Verhältnisse ein angenehmes Schlafgemach darstellte. Da man Öfen früher nicht kannte, mußte der dicke Rasenbelag des Daches und die Körperwärme der Bewohner das wärmende Feuer ersetzen.

Wir betreten wieder den Hausgang, Gangur (10). Er steigt leicht nach Osten an und ist mit Rasenstücken gepflastert gewesen. An einigen Stellen ist der Boden schon recht uneben und durch Bretter gangbarer gemacht.

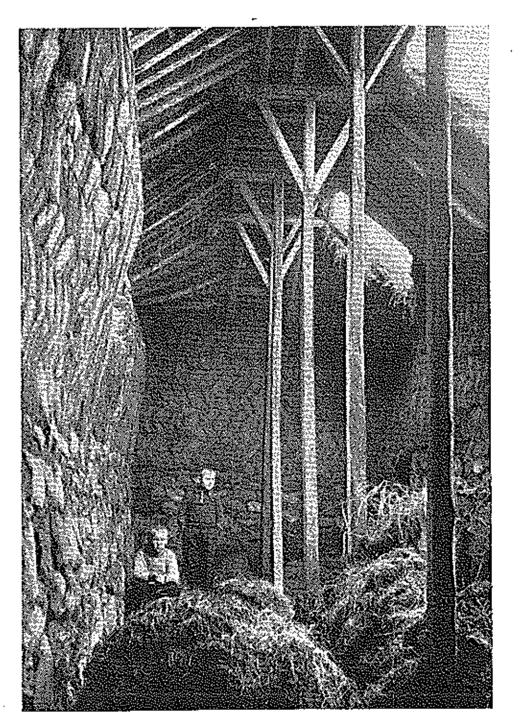
Der Gang besitzt ein eignes kleines Dachstuhlwerk, das großenteils aus Bestandteilen der ehemaligen Laufaser Torfkirche gemacht ist. Dies erkennt man leicht an den Kantenverzierungen, die mit einem besonderen Ziehinstrument eingeritzt wurden. Die Raumhöhe des Ganges bis zum Firstwinkel beträgt etwa 2,70 m. Standpfeiler tragen die Längshölzer; das Dachgebälk ist sehr unregelmäßig aufgelegt.

Der nächste Raum links vom Gang ist das B r ú d a r h ú s (11), der angeblich älteste Bestandteil des Hofes im jetzigen Zustand. Der Name weist darauf hin, daß hier in der „Brautkammer" die Braut zur Hochzeit geschmückt wurde. Das kann wohl kaum nur für die Bewohner des Pfarrhofes gegolten haben, sondern wird wohl für den ganzen Pfarrsprengel diese Funktion gehabt haben. Der Raum hat keine Wandfenster, sondern nur am Dachgiebel ein kleines Lichtloch 17×30 cm. Man kommt vom Gang durch eine 1,10 m breite und 20 cm ansteigende steinplattengepflasterte Abzweigung über eine hohe Stufe durch eine nur 1,10 m hohe, verzierte (aus der Kirche stammende?) Tür in die sauber mit rillengeschmückten Brettern ausgekleidete Kammer. Der Fußboden liegt 70 cm über dem Gangboden. Die Ausmaße des Raumes betragen 4,50×3,00 m. Die Dachschräge ist verschalt, aber die Querbalken liegen in der unangenehmen Höhe von 1,58 m über dem Boden. Von dort bis zum Firstwinkel sind noch 1,48 m.

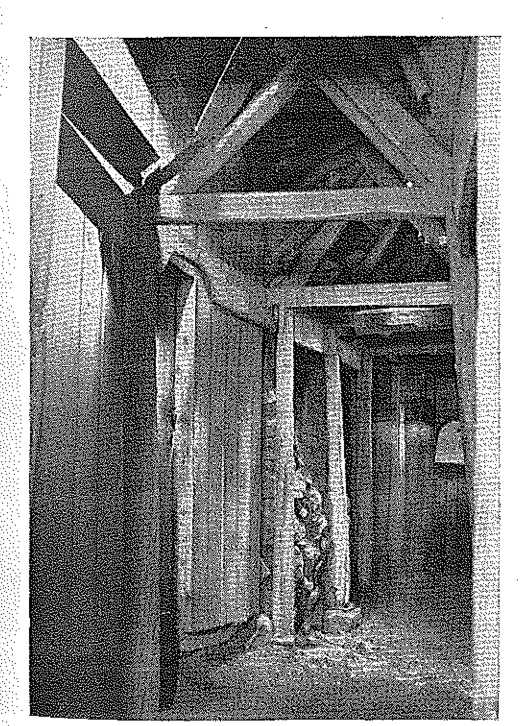
Der folgende Raum hat die Benennung „G a m l a b ú r" (12) und ist heute Vorratskammer. Das alte Bur wurde 1844 umgebaut. Damals hat man offenbar die zwischen Gang und Bur befindliche Stein- und Rasenwand entfernt und durch eine Holzwand ersetzt, um Platz zu gewinnen. Eine besondere Abteilung Mjólkurbúr (13) im nördlichen Teil des Bur wird nur durch einen Bretterverschlag gebildet, vielleicht war dies vordem anders eingerichtet.

Vom Gang her der erste Raum rechts ist die alte Küche „gamla Eldhús" (14), ein schwarzer Raum 5,30 m lang und 3,20 m breit. Bis zur Unterseite der Querbalken

beträgt die Raumhöhe 1,90 m. In der Nordwestecke sind aus Steinblöcken drei Feuerstellen errichtet (hlódir). Früher soll der alte Herd in der Mitte des Raumes gestanden haben. In der Mitte des von glänzenden Rußkrusten überkleideten Dachgebälkes befindet sich noch das Rauchloch von 60×60 cm Weite. Der Eingang zum Eldhus vom Gangur her zweigt mit 1,60 m Höhe und 1,20 m Breite ab und verengt sich zu einer Schlupftüre von den winzigen Ausmaßen 1,45 mal 0,60 m. Der Ausgang zur Skáli hat etwa dieselben Ausmaße, die Schwelle dort, ein Balken von 12×18 cm, ist stark ausgetreten, also wohl jahrhundertelang begangen worden. Der Boden besteht aus festgetretener Erde. Die Wände haben bis zu 90 cm Höhe einen Steinunterbau, auf dem eine ebenso hohe Rasenmauer ruht. Das Dach liegt aber nicht auf dieser Mauer, sondern stützt sich auf Säulen, die in nicht ganz regelmäßigen Zwischenräumen 25—30 cm von der Wand abstehen, auf Steinplatten gelagert sind und

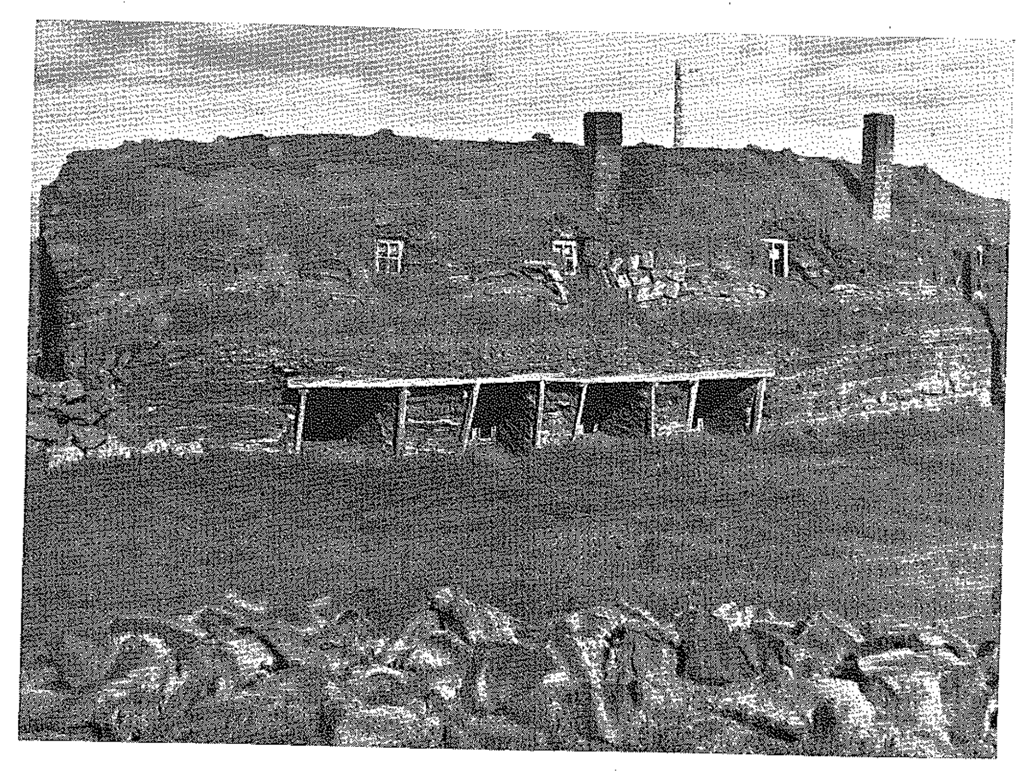


Alter Heustadel in Rasenbau, zur Hälfte im Boden steckend, in Laufas
Aufnahme: Schweizer



Hausgang im alten Pfarrhof von Laufas. Links Eingang zum Bur (Speise), rechts im Hintergrund Ausguß neben der Küche
Aufnahme: Schweizer

Holzstärken von 10×18 cm aufweisen. Auf den Säulenköpfen liegen Längsbalken von 9×15 cm auf und diese tragen die Querbalken (13×15 cm), der Abstand der beiden Längshölzer ist 2,85 m. Von der Unterseite der Querbalken bis zum Firstwinkel sind etwa 2,50 m, so daß die größte Raumhöhe 4,40 m beträgt. In die Querbalken sind die schrägen Dachbalken eingelassen (20×15 cm), 0,85 m über den Querbalken sind hier noch weitere Binder eingesetzt (15×15 cm), und das Rauchloch hat einen Balkenkranz von Hölzern zu 10×12 cm. Auf der Außenseite der Schrägbalken sind vier Längsbohlen befestigt, deren Ausmaße sind: 5×24, 6×12, 5×15, 5×6; darauf liegt eine Schicht 5 bis 10 cm starker Birkenprügel, die unbefestigt auf der Rasenwand des Raumes aufsitzen. Erst nun folgt die aus zähen Rasenstücken zusammengewachsene Dachhaut. Ich muß erwähnen, daß der isländische Rasen ein dichtes und unglaublich festes Wurzelgeflecht besitzt, das im trockenen Zustand auch mit scharfgeschliffenen Werkzeugen nur mühsam zu zer-



Badstofa in Laufas
Aufnahme: Schweizer

schneiden ist. Die Dachauflage aus Birkenprügeln und Rasen erreicht eine Stärke von 50 cm. Regen dringt übrigens durch ein gut gedecktes Rasendach kaum durch.

Der jetzige, etwa fünfzig Jahre alte Herd aus Steinklötzen hat eine Breite von 1,10 m ab Wand. Die vier Feuerstellen liegen, durch 50 cm hohe Blockaufbauten getrennt, 45 cm über der Erde und messen 60×60 cm. Das Eldhus wird jetzt zum Räuchern von Fleisch und Fisch und als Rumpelkammer benutzt.

Die nächste Gangabzweigung nach dem Eldhus führt zum *Skólahús* (15) (Schulzimmer). Es ist kleiner als das Brudarhus, nämlich 2,40×4,30 m. Man kann sich diesen allerdings sauber vertäfelten Raum kaum als Lehrzimmer vorstellen. Er mißt bis zu den Querbalken 1,85 m und bis zum Firstwinkel 2,80 m. Nach Westen sind zwei Fenster 40×45 cm in die Dachneigung eingesetzt. Der Fußboden liegt fast einen Meter höher als der Hausgang. Der Eingang von dort her, ein zunächst 1,70 m hoher Stollen steigt über mächtige Steinblockstufen zur niedrigen Türöffnung (nur 1,10 m!) auf. Die Tür selbst ist etwas höher (1,50 m).

Weiter nach Osten gelangt man in das nach der Überlieferung 1844 neuangelegte *Badstófuhús* (16. 17. 18. 19. 20. 21.). Alle sechs aufgeführten Räume liegen unter einem Nordsüdgiebel, es sind dies die 16. *jetzige Küche* „nýja Eldhús", 17. Speisekammer, „nýjabúr", 18. Burschenzimmer „pilta herbergi", 19. Wohn- und Kinderzimmer „badstófa", 20. Schlafzimmer der Eltern „Midhus", 21. Amtszimmer des Pfarrers „Kontor". Die Räume im Untergeschoß des Badstófuhús liegen etwa einen Meter unter der Erde. Die zwei Meter tiefen Fensterhöhlen steigen von innen zu den in der Mitte der Rasenwand sitzenden Fenstern etwas an. Der Holzfußboden liegt 1 m über der Hausschwelle der Baejardyr. 30 cm über dem Gangur.

Neben der Türe führt im Innern der Küche eine gewundene Treppe, unter der ein Wandschrank eingebaut ist, zur Badstófa empor. Diese sowie die anstoßenden Räume oben haben holzverkleidete, schräge Wände, die außen als Rasendach erscheinen. Sie sahen im Innern schon infolge der neuzeitlichen Einrichtungsgegenstände, von denen nur ein paar alte Truhen und ein Stehpult abstachen, wie Mansardenräume irgendeines deutschen Hauses aus. Zum Kontor des Pfarrers kann man auch ebenerdig eintreten, da das Gelände hier etwas ansteigt.

Südlich vom Badstófuhús, in der Südostecke des Gebäudegevierts, liegt ein kubisches Gebäude von 5,5 m Seitenlänge. Es ist heute als Kälberstall (22) benutzt, früher war hier zweifellos die Schmiede. Die Südwand besteht aus einer Bretterwand mit Türe und Fenstern, und davor läuft eine Stjettpflasterung, etwas schmäler als vor dem Hauptgebäude. Die Wände des Innenraums zeigen 1 m hoch Steinunterbau, darüber 1 m Torfwand. Das Dach ist neuer, weist aber etliche Bretter mit der altertümlichen Bandrillung auf. Von Haus 22 führt ein Blockwall nordsüdlich zum Badstófuhús, dahinter liegt ein Rhabarberbeet. Östlich davon liegen drei große Steine als Auf- und Absteigehilfe für reitende Gäste. Ein eigentlicher „Hestasteinn" mit Ringen zum Festmachen der Tiere befindet sich westlich auf dem ebenen Grasplatz vor dem Eingang des Hofes. Dieser ganze Platz ist übrigens als etwas geebneter riesiger Aschenhügel „Öskuhangur" des Hofes zu betrachten. Aus der Größe solcher Aschenhügel schließt man in Island mit Recht auf das Alter einer Ansiedlung.

Ein etwa 10 m breiter Rasenstreifen trennt das Hofgeviert von der Umfassungsmauer des Friedhofes (kirkjugardur), die als über 1 m hoher Steinblockwall ausgebildet ist und ein prächtiges Beispiel für diese alte Art der Friedhofsumhegung darstellt. Auch das Eingangstor zum Friedhof, das „Sáluhlid", ist aus Holz in echt volksmäßiger Form ausgeführt.

Weitere Gebäude, die zum Hofe gehörten, waren Schafställe, Kuhställe und Heuscheunen. Diese Außengebäude waren Musterbeispiele der alten Rasenarchitektur, in prächtiger Fischgrätenarbeit fügte sich Torfblock an Torfblock.

Von der Spruchdichtung germanisch-deutscher Art

Von R. Petsch

Die „Spruchdichtung" hat sich bei den germanischen Völkern wie anderwärts in grauer Vorzeit aus der Sprechform des „Rufes" (des erfüllten Ausrufs oder des demütigen Anrufs höherer Mächte) entwickelt: als Segen und Fluch, als Zauber und Lebensweisung, als Rätsel und Deutung. Sie hat sich aber auch bei uns in volkstümlichen Formen jeder Art erhalten und hat da mannigfache Entwicklungen durchgemacht, auch wohl Zersetzung erfahren[1]. Aber sie hat auch unsre eigentliche Kunstdichtung weit stärker beflügelt und dauernd bereichert als bei den Nachbarvölkern. Wir denken an die (nicht eigentlich gesungenen, aber doch auf eigene Weise klingenden, sozusagen rezitativisch vorgetragenen) Weisheitssprüche und politischen Mahnreden *Walthers* von der Vogelweide, an die Sprüche in Reimen und in Prosa von *Goethe* (seine „Maximen und Reflexionen") und an die hochentwickelte Spruchdichtung unsrer Tage, für die wir die besten unserer Lyriker wie J. *Weinheber* anführen können. Während in der französischen „gnomischen" Dichtung, z. B. bei Larochefoucauld, der funkelnde Esprit oder der überlegene Weltverstand zu Worte kommt, der sich an scharfgeschliffenen Spitzen, überraschenden Wendungen und schlagenden Formeln erfreut. Während also diese „Formrede" vorzugsweise auf Erkenntnis, Klärung, Verständigung ausgeht und ihr Sprecher für eine ge-

[1] Vgl. R. Petsch: Die Spruchdichtung des Volkes (Halle a. S. 1938).

bildete „Gesellschaft“ das Wort nimmt, ihr vordenkt und sie zum Mitdenken oder zu einer Art Rätselraten einladet — ist der germanische Spruchsprecher von Hause aus und in den höchsten dichterischen Erscheinungsformen der „gnomischen Dichtungsart“ ein Offenbarer tiefer Geheimnisse, der in tiefster Erfülltheit aus dem Schatze seines Herzens die „Wahrheit“ deutet, die Urteile über Leben und Welt zurechtrückt und sich durchweg über den Standpunkt reiner Nützlichkeit erhebt. Nicht die witzige Beziehung zwischen weit auseinanderliegenden Dingen oder die „neue“ Ansicht der bekannten Welt unter „eigenartigen“, oft willkürlich herbeigeholten Gesichtspunkten, sondern die Herstellung verborgener Bindungen, die Aufdeckung überschütteter Weltgründe, die Verknüpfung seelischer Tiefen mit denen des Weltalls und vor allem der Aufruf zur letzten Entscheidung im Sinne einer höheren, edleren, nicht bloß „klugen“ Menschlichkeit: das ist der eigentliche Gehalt unserer Spruchdichtung:

Diese hat sich aber nicht nur als selbständige Art entwickelt, sondern ist auch wohl als Baustein in poetische Gebilde von andrer Weise eingegangen. Wir denken da an die dramatische „Sentenz“, die vor allem Schiller mit großer Meisterschaft, nämlich echt dramatisch handhabt. Da ist der Sinnspruch kein bloßer Schmuck, den man den dichterischen Reden anhängt wie Silberstreifen an den Weihnachtsbaum, und die man beliebig ablösen kann, um sie vielleicht „im Leben zu verwenden“. Vielmehr scheinen die schönsten seiner Sentenzen selbst wieder aus dramatischem Ringen, Schritt für Schritt, sich vor uns lebendig zu entfalten; in ihnen gipfelt oft genug der Vorgang eines Auftritts, und von ihm strahlt dann wieder Licht auf den weiteren Fortgang aus, wie in jener mehrschichtigen Rede Don Manuels in der „Braut von Messina“ an entscheidender Stelle:

„Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet.
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.“

Wir verspüren da ganz deutlich, wie der echte Spruch, der aus dem Leben erwächst, in den einzelnen Fällen einsetzt und schon seine „irrationalen“ Hintergründe ahnen läßt; wie er dann das Einmalige zum allgemeinen Gesetz erhebt und endlich in letzte, überirdische Zusammenhänge hineinleuchtet. Ähnlich steht es mit den Spruchgebilden in Goethes „Tasso“ und „Faust“, vor allem aber mit Shakespeares großen Monologen, z. B. im „Hamlet“.

Uns aber drängt es, noch einmal in die Anfänge unsrer Spruchdichtung hineinzuleuchten, die freilich keine Urkunde uns übermittelt. Wie diese Dinge älter sind als alle Kunst des Ritzens und Schreibens, so sind die ältesten Formen verblaßt, als die Schrift sie festhalten wollte. Nur hier und da haben sich kümmerliche, uns dennoch unendlich wertvolle Reste in Spätformen oder in die berichtende, auch wohl kämpferische Wiedergabe der mittelalterlichen Kirche hinübergerettet — hier und da mochte auch wohl ein unter der Oberfläche des Kirchenglaubens nachglimmender Volksglaube (der sogenannte „Aberglaube“) das seine dazu tun, um einen Zauberspruch (einen „Segen“) zu retten, und ganz vereinzelt mag ein Mann aus ererbtem Treuegefühl einzelne Verse aufbewahrt haben, wie zwei Fuldaer Mönche das kostbare Bruchstück des Hildebrandsliedes. Aus allen diesen Resten, zusammen mit den heute noch lebenden Formen, können wir uns ein ungefähres Bild der alten Spruchdichtung machen: d. h. also jener Versdichtung, die von geheimem Wissen und Können zeugt; die sich bewußt ist, durch das bloße Sprechen ruhende Kräfte in der Seele des Menschen und in der umgebenden Welt zu entbinden, die aber ihr Geheimnis nicht „verrät“, sondern umschreibt,

so daß es, wo nicht „erraten“, so doch fühlbar wird und den Hörer an einem höheren, tief in rassischen Anschauungen und Wertungen verwurzelten Geistesleben teilnehmen läßt. Was das Unsagbare ahnen und erfahren läßt, was ihm also ein Leben gleichsam zwischen Himmel und Erde und eine weit über den Tag und über den Fall hinausragende Bedeutsamkeit verschafft, das ist die Form, so gut wie in jeder echten Dichtung noch heute der „Gehalt“ aus dem „Inhalt“ durch die Form entwickelt wird. Wenn aber der Zauber der Form unsrer Dichtung heute so gut durch eine gewisse logische (vorgängliche, z. T. ursächlich begründete) Ordnung der einzelnen Züge und durch ihre bildlich-anschauliche Ausführung bedingt ist wie durch Lautung und Rhythmus, so hat die „Klangform“ in uralter Zeit sicherlich die größere Bedeutung gehabt. Hatte doch die Sprache der alten Germanen noch den vollen Klang der Endsilben bewahrt (also z. B. in „Dagaz“). Wo diese Selbstlauter und ihre mitlautende Umgebung entweder zu tonlosen e-Verbindungen verblaßt oder ganz weggefallen sind (also „Tag“), da fühlte doch der Sprecher die Vollgewalt der Anlaute so stark, daß er die Stammsilben als Träger des eigentlichen Sinnes durch den gleichen Anlaut, den Stabreim miteinander verband und damit seiner ganzen Rede etwas unendlich Feierliches, ein geheimnisvoll-sinnhaftes Gepräge verlieh. So müssen wir uns denken, daß der Hausvater bei der Runen-Frage an das Schicksal auf jedes der aus der Masse von „Buchstaben“ herausgezogenen Stäblein, im unmittelbaren Anschluß an den Anlaut der darauf vermerkten Rune und ihrer Bedeutung (z. B. n = Not) einen Reim mit zwei „Stäben“ (in Gestalt einer kurzen) oder gar mit dreien (in der Form einer Langzeile) dichtete und diesen Vers mit den beiden andern, die ebenso zustande kamen, zu einem hintersinnigen Ganzen verband. So geschah das „Raten“ der „Runen“. Noch in der Spruchdichtung der Edda und spurenweise selbst im Südgermanischen, also deutschen Sprachgebiete finden wir geradezu die feierliche Verkoppelung von zweiteiligen Langzeilen und von Kurzzeilen. Noch in unserm einen Merseburger Zauberspruch finden wir beide verbunden in der eigentlichen Zauberformel am Schlusse:

„Blut zu Blut — Bein zu Bein,
So wie sie (d. h. als ob sie) geleimt seien.“

Ursprünglich waren diese beiden Formen vielleicht noch geschieden: die Kurzzeile, die in sich selber reimt, war vielleicht „früher“ da und für die Verwendung im Kult und Ritus bestimmt, wie etwa aus dem Fragespiel eines uralten Runenliedes hervorgeht, das späteren „Bewährungsfragen“ von Katechismusart sehr ähnlich sieht:

„Weißt du zu ritzen (nämlich: Runen)?
Weißt du zu raten?
Weißt du zu formen?
Weißt du zu fragen?
Weißt du zu wünschen?
Weißt du zu weihen?
Weißt du zu schicken (Opferspenden)?
Weißt du zu schlachten?[1]“

Mit großartiger Eintönigkeit, die hier zugleich Eindringlichkeit bedeutet, umkreisen die Fragen alle Zweige des Götterdienstes und schließen immer wieder die letzte Frage ein, ob der sich nahende Anfänger der Teilnahme an dem Götterkult würdig sei oder nicht. Die Verbindung langer Zeilen (deren Hälften also durch Stabung gebunden sind) mit solchen Kurzzeilen aber beherrscht den eigentlichen Spruch, z. B. in der großen Samm-

[1] Nach der Übersetzung von F. Genzmer: Edda, zweiter Band, Götterdichtung und Spruchdichtung, Jena 1922, S. 183.

lung, die unter dem Titel „Reden des Hohen" (nämlich Odins) in unsre Edda eingegangen sind. Wir greifen einen der schönsten dieser Sprüche heraus:

„Besitz stirbt,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst — wie sie;
Eins weiß ich,
Das ewig lebt:
Der Toten — Tatenruhm.[1]"

Freilich sind diese Sprüche schon von rein dichterischer Art, losgelöst von alten kultischen Bindungen, während die Urform des Spruches (wie jeder alten Dichtungsart!) zunächst eine Art Zweckform, eine Form-Rede zur Erreichung höherer Ziele war. Von dieser Art sind die „Wissensdichtungen", die in uralter Zeit nicht etwa bloße Merkverse bedeuteten, die geheimes Wissen der Priester in „raunender" Weise mitteilten, um die *Seelen* zu erschüttern, nicht um „behalten zu werden". Ein solches Gedicht der „Hallstattzeit", dessen Urform in die Mitte des 1. Jahrtausends unsrer Zeitrechnung zu weisen scheint, hat Felix Genzmer, der Meisterübersetzer der Edda, aus dem Bericht des Tacitus in seiner „Germania" herausgeschält. Es dürfte etwa diesen Inhalt gehabt haben (nur daß wir im Neuhochdeutschen die alten Stabreime nicht herstellen können, ohne die Sprache zu vergewaltigen):

„Es war Twisto der Gott
Entsprossen der Erde
Mannus war Twistos — Sohn geheißen,
Der Schöpfer der Menschheit,
Der Führer der Männer.
Drei Söhne weiß ich — entsprossen von Mannus:
Ingwaz und Erminaz — der dritte,
Von denen sind der Männer — Völker gekommen.

Der Wechsel von kurzen und langen Zeilen spiegelt in eigentümlicher Weise die „polare" (unserm Atemgesetz so vertraute, von Goethe als Lebensgrundlage gefeierte) Folge von Einziehung und Ausweitung, von Sammlung und Zerstreuung, von Verhüllung und Offenbarung. Dieser Wechsel beherrscht nicht nur die äußere, sondern die innere Form *aller* Spruchdichtung, die nie das Letzte verrät, sondern immer über sich hinausweist in unauslotbare Tiefen und die nicht zuletzt in unsrer Rätseldichtung mit ihrem ständigen Spiel zwischen Lösung und Bindung ihre Grundart verrät. Aber unsre ganze Spruchdichtung volkstümlicher und dichterischer Art läßt immer wieder diese Grundform, zum wenigstens innerlich, erkennen. Ein so einfacher, an die Volksrede unmittelbar anschließender Spruch wie der von Goethe:

„Ein jeder kehre vor seiner Tür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rate stohn"

— er weist von der handgreiflichen oder sinnfälligen Wahrheit auf tiefere Weisheit hin: die Zweiheit der gleichlaufend gebauten Reimpaare schließt eine ganze Fülle von ebenfalls zutreffenden Lehren ein, deren Grundform (jeder kümmere sich um das Seine und Segenskräfte werden ihm zuwachsen) viel mehr angedeutet als ausgeführt ist.

[1] Ebenda, S. 130.

Damit sind wir bei dem *Weisheitsspruche* angelangt, der sich frühzeitig und weiter als jeder Segens- oder Zauberspruch aus dem religiösen Lebensraum gelöst haben dürfte, obwohl auch die eigentliche Lebensweisheit sicherlich von Hause aus in den Mund der Priester — (und der als Priester handelnden und sprechenden Hausväter, der „Weisen", der „Bescheidwissenden") gehörte. Auch dieser Spruch war durchaus ernst gemeint, wenn er auch späterhin gelegentlich eine ironische Wendung nehmen mag — wie er denn auch im späteren Mittelalter, z. B. in Freidanks „Bescheidenheit" (d. h. Bescheid-wissen) und in dem „Renner" des Hugo von Trimberg viel schlichte, ja spießbürgerliche Lebensklugheit mitführte, wo von Hause aus tiefe Weisheit wirkte.

Viel stärker in das Reich des dichterischen Spiels sind die *Rätsel* übergegangen, die am Anfang sicherlich auch der Verhüllung und teilweisen oder allmählichen, vielleicht nur dem Eingeweihten verständlichen Enthüllung priesterlicher Geheimnisse diente. Das uralte Kuhrätsel („Viere hangen, viere gangen" usw.) erinnert noch an solche „Urrätsel", die nichts weniger bedeuteten als geistige Spiele oder gar witzige Einkleidungen wie so manche heutige Versrätsel, um von den volksmäßigen „Scherzfragen" ganz zu schweigen. Nehmen wir aber zum Schlusse einmal das heutige mecklenburgische Rätsel vom Ei her, das in vielen deutschen Mundarten, aber auch in England und im skandinavischen Norden in dem gleichen Rhythmus verbreitet ist, so ahnen wir noch etwas von der Schönheit des uralten Rätsels und des Spruches überhaupt:

„Entepetente leech up de Bänk,
Entepetente feel von de Bänk,
Dor kemen de Herren von Hickenhacken,
Künnen Entepetente nich wedder heil maken."

Da sind die Bezeichnungen des Eies und der Hühner weit mehr als bloße drollige Klangspiele; wie malt das „Entepetente" das Wackeln des Eies, wodurch es zuletzt zu Falle kommt, und wie scharf läßt uns der Name „Hickenhacken" die Bewegungen der Hühner anschauen, die gleichsam als kluge Ärzte den Patienten beschauen und dann kopfschüttelnd davongehen; und wie wenschlich ist das Schicksal des armen Entepetente aufgefaßt. Daß dieses Mitleid nachher durch ein Gelächter abgelöst ist, beweist nichts dagegen, daß in uralter Zeit die Rätselrede eine wirklich lebhafte Verbindung zwischen dem Gegenstand und einer tieferen Schicht unserer Menschlichkeit herzustellen suchte — so wie es in viel späterer Zeit Schillers meisterhafte Rätsel taten.

Damit aber sei der eigentümliche Zauber der Spruchdichtung germanischer Art zusammengefaßt: das reizvolle Spiel zwischen Klarheit und Dunkel, zwischen Schein und Wesenheit dient nicht bloß dazu, die Bedeutung des Gegenstandes als solchen, gleichsam seine sachliche oder sinnliche Werthaftigkeit zu enthüllen und zu steigern: der echte Spruch greift vielmehr gleichzeitig an die Tiefen der Menschenseele wie der Welt; er weckt Schichten in uns zum Leben auf, die sonst ruhen oder verkümmern, und er läßt Werte vor uns aufleuchten, die *wir* vor allem, oft halb unbewußt, als nordisch-deutsche Menschen bejahen und in deren Anerkennung wie uns zu uns selber finden. So ist der deutsche Spruch, wie jede in echtem Volkstum wurzelnde Dichtung, ein hochwillkommener und verehrungswürdiger Führer der deutschen Menschen zu *seiner* Art und Kunst.

Ohne Fähigkeit zu Haß und Liebe ist keine historische Genialität, im Volke wie im Individuum. **Görres**

Eddische Melodien

Von Hans Joachim Moser

„Wenn dir in der Poesie wie in der Natur frischer, lebendiger Morgenhauch, gekühlt über den Wassern und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald, besser behagt als die drückende Schwüle oder gar der Anhauch aus einem Blasebalg, so lies Wilhelm Grimms Altdänische Heldenlieder!" — so schreibt der Alemanne Joh. Peter Hebel nach Jakob Grimms Zeugnis an einen Freund. Damit sind all jene nordischen Skaldenpoesien und noch älteren Gedichte gemeint, die das Vermächtnis frühskandinavischen Germanentums an uns Nachgeborene darstellen. Vieles davon ist nicht Schreib- und Lesepoesie, sondern Gesangstext gewesen; Andreas Heuslers Spürsinn hat aus Altnordischem gar manches herausgehoben, was an Hymnenresten gewiß weit in das Reich des Klanges und Sanges hinüberragt, etwa dieses so überraschend nah mit Brünhildes Erwachen in Wagners „Siegfried" übereinkommende Stück:

Heil Tag! Heil Tags Söhne!
Heil Nacht mit Gesippen!
Mit Augen ohne Zorn schaut auf uns her
und schenkt uns Sitzenden Sieg!
Heil Asen! Heil Asinnen!
Heil der vielnützen Erdflur!
Rede und Geisteskraft schenkt uns Ruhmreichen zwei
und Heilhände unser Leben lang.

Oder ein altenglischer Flursegen ums Jahr 1000:

Die Erde bitte ich und den Oberhimmel,
Erke, Erke, Erke, der Erde Mutter!
Er gönne dir (der Allwaltende)
Acker, wachsend und aufsprießend,
voll schwellend und kräftig treibend,
und der breiten Gerste Früchte
und des weißen Weizens Früchte
und alle Erdfrüchte.
Heil sei dir, Erdflur, der Irdischen Mutter,
sei du grünend in Gottes Umarmung
mit Futter gefüllt, den Irdischen zu Frommen!

Welche wahrhaft nordische Oratorien- und Hymnentexte...

Dazu dann die Magie des germanischen Vierheblerrhythmus, wie in dem Stegreiflied bei der letzten Schlacht Olafs des Heiligen um 1030:

Auf, auf, Bauersleut,
vor, vor, Christenleut,
Kreuzleut, Königsleut,
kneift, kneift, Königsmannen,
fest, fest die Bauersleut!

Oder die ganze Zackigkeit der Stammsilbenbetonung in schärfstem Widerpart zu allem opitzianischen, südmäßigen Ausglätten und -plätten, wenn ein nordischer Schmied zu seinen Amboßschlägen schmettert:

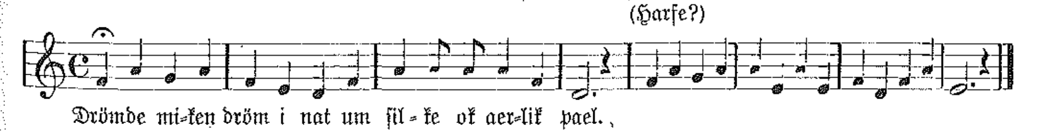
Ich _!_ allein _!_ gab elf _!_ Männern _!_
(blas du baß!) bleichen Tod!

Wieviel weicher klingt im Vergleich dazu vom Jahr 1018 das Tanzlied von Kölbigk (bei Bernburg):

Einstmals ritt Bowo durch den Wald so grüne,
er führte heim im Sattel Merswint, die schöne.
Warum denn stehn wir, warum nicht gehn wir?
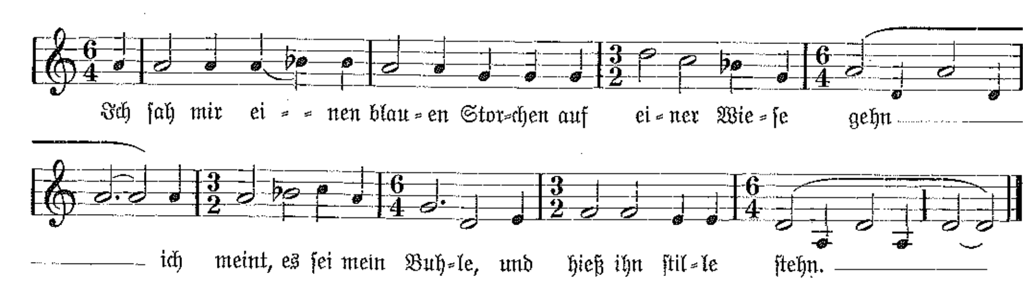
Und doch gäben wir viel darum, besäßen wir zu dieser nur in lateinischer Verschalung auf uns gekommenen ältesten deutschen Ballade die Singweise. Ich habe zwar schon 1920 (Geschichte der deutschen Musik, Bd. I) versucht, zu den Merseburger Zaubersprüchen die Melodieformeln unserer gewiß sehr alten Kinderabzählreime und Bastlösesprüchlein zu fügen, aber das ist doch nur vermutungshaft wiederherstellbar und ohne strikten Beweis. So schaut man sehnsüchtig gen Norden, ob die „ultima Thule" uns nicht Singweisen aufbewahrt hat, die uns den tonlichen Urkeim des nachmals so musikgewaltigen Germanentums ohne eine verfälschende und verfremdende Zwischenschicht des christlichen Kirchengesangs darbieten könnten. Es fehlt nicht an lockenden Spuren; ich selbst habe in einer inzwischen in manchem überholten Frühvarbeit von 1913 („Die Entstehung des Durgedankens, ein kulturgeschichtliches Problem") unter dem Eindruck des H. St. Chamberlainschen Rassenbegriffs versucht, das Dursystem als im Norden urbeheimatet und vorchristlich zu erweisen, und noch eine Sammelschrift von 1937 unter Leitung Guido Waldmanns von der Reichsjugendführung „Über die Tonalität des deutschen Volkslieds" schlägt sich mit meiner damaligen These fruchtbar herum, ohne daß freilich die mehreren geschätzten Beiträger die inzwischen aufgetauchte Auffassung, im Gegenteil seien gerade die sogenannten mittelmeerischen Kirchentonarten Dorisch und Lydisch das Ursystem des Nordens, völlig sicher untermauern könnten oder dies auch nur tun wollten. Es bleibt ihnen — einleuchtend — das Problem in der Schwebe, dank einer Fünftönigkeit *vor* der sicheren Scheidung der Siebentönigkeit in Dur und Kirchentonleitern.

Von anderer Seite ist versucht worden, die Isländische Musik noch von heute als *vor* allem christlichen Einfluß liegende, reinste Germanenmusik hinzustellen und die hier begegnenden Zwiegesänge in Quintenparallelen als ein nicht nur weltliches, sondern vorkirchliches Urgut des Nordens zu erweisen. Da ist der Wunsch ein begreiflicher „Vater des Gedankens", und es ist zwar gewiß *möglich*, aber kaum *sicher* beweisbar, daß diese Forscher mit ihrer Meinung recht haben. Arbeitet doch selbst die einzige mit einigen Noten versehene Kopenhagener Runenhandschrift (Schoonen'sches Gesetz, 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts) bereits mit den römischen Quadrattonzeichen; es steht dort folgendes Volksliedchen:



Ein d-moll-Stück (nach *heutigem* Hören!) mit „Halbschluß" am Ende des Zwischenspiels für die Rückkehr in die Singstrophe (die Spielleute nannten das einen „offenen Punkt"); dabei wird auffallend immer wieder die Quinte umspielt und damit an die Alphornmelodik der Kuhreihen erinnert, die allerdings entsprechend der Obertonreihe der Blastöne statt des Dorischen das Lydische, also den F-Modus mit der übermäßigen Quarte h zeigt.

Ich stelle zu dem obigen Tongebilde der Arnamagnäischen Sammlung eine deutsche Melodie von etwa 1500, die aber in mündlicher Überlieferung auch gut ihre hundert Jahre älter sein kann:
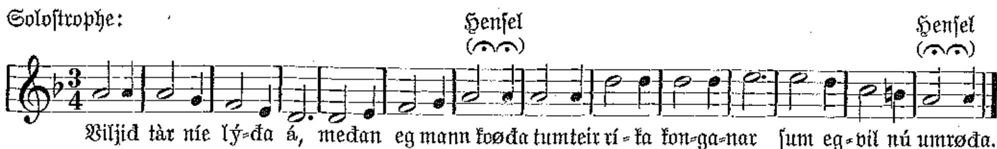


Sie ist rhythmisch wie melodisch schon reicher entwickelt, wie es den inzwischen verflossenen vielleicht zweihundert Jahren entspricht, aber die „Familienähnlichkeit“ gerade in den melodischen Wendungen scheint doch unverkennbar, der musikalische Rassentyp.

Bei so beschaffener, schwieriger Materiallage ist es wohlverständlich, daß man Umschau halten muß nach Singweisen, die mit höchstmöglicher Sicherheit weit in die nordische Vergangenheit zurückreichen — die praktische Frage, ob und wieviel deren Beschaffenheit für das heutige Jugend- und Mannschaftssingen bedeuten kann und soll, bleibe hier unerörtert. Ich habe kürzlich (Lied und Volk, Maiheft 1938) unter dem Gesichtspunkt „Stammesunterschiede des deutschen Volksliedes“ die ältesten sicheren Volksmelodien von der norddeutschen Waterkant und Heide zusammengestellt. Hier soll der Blick auf weit nordischeres Gut gerichtet werden, und zwar auf solche Lieder, die wenigstens durch ihre textlichen Stoffe einige Gewähr für hohes Alter bieten. Denn wenn es auch selbstverständlich denkbar ist, daß zu einer Wortunterlage nachweislich neueren Datums eine sehr alte Weise wiederaufgenommen sein kann (Belege dieses Tatbestandes lassen sich aus allen Zeitaltern beibringen), so kommt damit doch eine Unbekannte mehr in die Gleichung; das Normale wird die Annahme ungefähr gleichzeitigen Entstehens von Wort und Weise sein. Nun erregen die besondere Aufmerksamkeit solche Lieder, die Stoffe der Edda benutzen; da zur eigentlichen Edda mit einer einzigen Ausnahme (s. u.) Melodien erhalten geblieben sind, darf man wohl wenigstens ersatzweise auch bei derartigen späteren Stücken von „eddischen“ Weisen sprechen. Sie stammen von den Färöern.
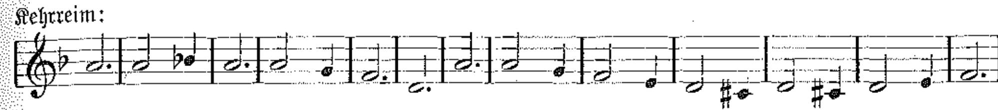
Doch auch bei diesen Funden ist es Pflicht, einiges Wasser in den Wein zu gießen, um statt schmeichelnden blauen Dunstes ehrlich die nackten Tatsachen zur Geltung zu bringen. Feststehend sind nur die Zeitpunkte, an denen die betreffenden Lieder aufgezeichnet worden sind. Wie lange sie davor im Volk umgelaufen sind, ist dagegen Sache der Mutmaßung oder der möglichst vorsichtigen Stilkritik; manchmal hilft der Vergleich mit der übrigen Quellenlage der literarischen Parallelen weiter, womit aber — wie gesagt — über das Alter der Melodien nur mittelbare Beweise gegeben werden.
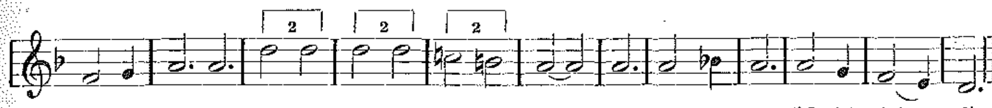
Von W. U. Hammershaimb wurde 1851 folgendes Sigurdslied veröffentlicht, das ich nicht in Walter Hensels künstlerisch schöner Bearbeitung zitiere, die heute viel nachgedruckt wird, sondern in der Urform, wie sie Hjalmar Thuren (Tanz, Dichtung und Gesang auf den Färöern, Sammelbände der Internat. Musikges. III, 251, 1901/02) bei uns erstmals bekanntgemacht hat. Offenbar handelt es sich um ein Tanzlied, bei dem der Vorderteil textlich strophisch wechselte, während der Endteil als Kehrreim bei allen Gesätzen der gleiche bleibt. Wolfgang Golthers sagengeschichtliche Untersuchung weist überzeugend auf das Ende des 14. Jahrhunderts als Entstehungszeit, und für die Weise spricht nichts Musikgeschichtliches gegen den gleichen Termin.

Solostrophe:



Kehrreim:
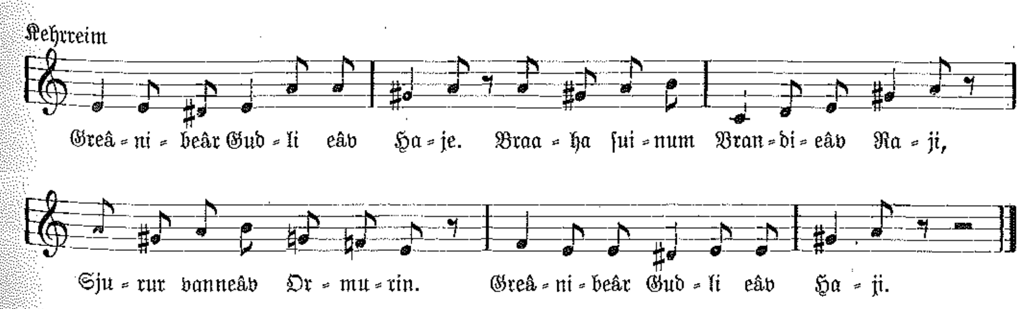




Das Tongeschlecht ist das „dorische“ nach mittelalterlich-kirchlicher Benennung, das heißt die Tönegruppe d e f g a h c d, wobei die Regel galt, daß h als Spitzenton zu b erniedrigt wurde — so auch hier; darüber scherzte Luther: diese Tonart sei ein peccator infirmus (ein schwacher Sünder, ein unsicherer Kantoniste), denn sie rede bald „b“, bald „h“. Das cis als Moll-Leitton statt c kann aus einer jüngeren Stilschicht stammen, muß aber nicht. Denn im 14. Jahrhundert mehren sich bereits die Klagen strenger Musiktheoretiker über das „acuere“ (= schärfen, erhöhen) der Septime, offenbar vom Volksgesangsempfinden her.

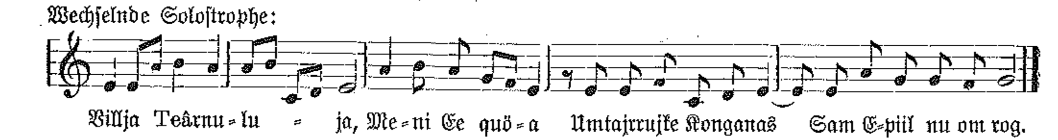
Man verfolge in der Solostrophe den schönen und sinnvollen Bogen, der einer vollen Sinuskurve ähnelt: der Fallzeile a—d antwortet eine Steigzeile d—a, dann auf der Oberquinte umgekehrt erst die Steigzeile a—e und dann die Fallzeile e—a, die mit der „dorischen Sexte“ h statt b eine Wendung ins Äolische nimmt, das wieder dem „offnen Punkt“ nahekommt. Bezeichnen wir diese vier Zeilen als a, b, c und d, so würde der Kehrreim aus a′, a″, b′, d′ und a‴ bestehen, also unter Wegfall von c eine Art rundläufiger Variation über die dorische Fallzeile darstellen. Schön wirkungsvoll ist, daß bei „reiche Könige“ und bei der Nennung Sigurds die Höhepunkte erreicht sind, wie ja auch im Kehrreim die Fallzeile a—d stets mit dem Grane-Text verbunden bleibt. Man sieht aus solchem Wort-Ton-Verhältnis, daß Wort und Weise ursprünglich und untrennbar zusammengehören und wie nach echter germanischer Art der musikalische Einfall dichtungsverbunden ist.

Wesentlich mehr Rätsel gibt ein zweites Sigurdlied von den Färöern auf, das der dänische Musiker A. F. Winding 1818 nach dem Vorsingen eines Färöers Poul Johnson in Kopenhagen aufgeschrieben und H. C. Lyngbye vier Jahre später veröffentlicht hat. Franz Magnus Böhme in seiner Geschichte des Tanzes II, 215 f. hat es zum erstenmal, Walter Hensel in seinem „Aufrecht Fähnlein“ zum zweitenmal überarbeitet, dieser mit Vortragsbezeichnungen wie „ruhig, jauchzend, fest, feierlich“. Ich gehe auf die Ur-Aufzeichnung zurück:

Kehrreim
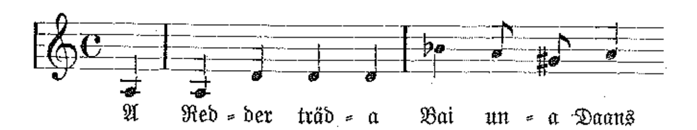


Wechselnde Solostrophe:
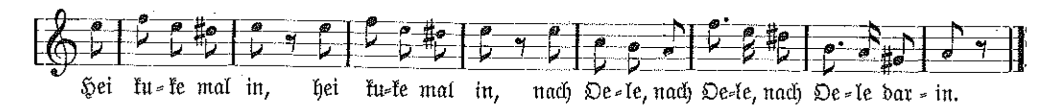


Hier herrscht ein anderes Tongeschlecht, das im Kehrreim als harmonisches Moll (oder mit den Benennungen des mittelalterlichen Kirchentonartsystems als hypoäolisch) zu bezeichnen wäre; in der Solostrophe dagegen tritt der „phrygische" Kirchenton (mit e als Zentralton) stärker als der „hypoäolische" (mit a als Mittelpunkt) hervor. Am eigenartigsten sind die großen Septimensprünge abwärts, die Böhme durch Oktavversetzung hat ins Alltägliche abplatten wollen — gerade sie aber zeugen für jenen „Alles-oder-Nichts"-Eigensinn, der von des Tacitus „Germania" bis zu Ibsens „Brand" als Kennzeichen des nordischen Menschen auftritt; daß die große Septime im mönchischen Kirchengesang für unmöglich galt und daß die germanischen Lesarten der gregorianischen Melodien gerade durch dauernde Intervallerweiterung von den römischen Fassungen sich unterscheiden, paßt bestens dazu.

Auch die nahe Nachbarschaft der Stufen f e dis steht jenseits der christlichen Diatonik; es läge vielleicht nahe, das dis dem „romantischen" Aufzeichner von 1818 in die Schuhe zu schieben. Aber auffallenderweise kehrt es in zwei andern altertümlichen Weisen wieder, die dem nordischen Kulturkreis angehören: der wohl auch dem 14. Jahrhundert entstammenden nordfriesischen Stabreimballade (1886 auf Föhr aufgezeichnet):
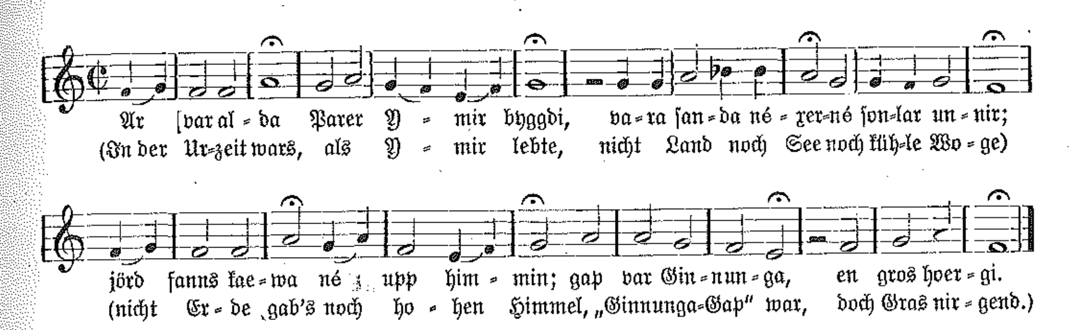


und in dem Hiddenseer plattdeutschen Zutrinklied „Hans Naber", das noch im 18. Jahrhundert aufgezeichnet worden ist (ganz in meinen „Tönenden Volksaltertümern" 1935, S. 5), wo die Gegenstrophe lautet:



Es wäre im Einzelfall romantische Beeinflussung denkbar, keinesfalls aber bei drei so unabhängigen Belegen — da wäre eher umgekehrt zu prüfen, ob nicht ähnliche Melodiezüge der Romantik vom nordischen Volksgesang her angeregt worden sein sollten.

Im übrigen herrscht in der zweiten Färöer Sigurdweise ein ganz ähnliches Verhältnis der plagalen und authentischen Zeilenkadenzen und der Variationsbeziehungen zwischen Solostrophe und Kehrreim wie bei der ersten, dorischen.

Nun zum Schluß aber doch d i e eine erhaltene Weise zu einem wirklichen Edda-Text — f a l l s sie so weit zurückreichen sollte. Es handelt sich nämlich nur wieder um Aufzeichnungen eines dänischen Musikers, diesmal immerhin kurz von 1780, der Gesänge — diesmal von gebürtigen Isländern — in Kopenhagen aufgezeichnet hat: der Konzertmeister Joh. Hartmann d. A. (geb. 1726 in Glogau, gest. 1793 in der dänischen Hauptstadt). Unter den fünf von ihm so festgehaltenen Liedern, die J. B. de la Borde in seinem Essai sur la Musique ancienne et moderne (Paris 1780, II, 397ff.) veröffentlicht hat, findet sich folgende Melodie zur Völuspaa, das heißt Wahrsagung der Wölw (A. Hammerich in Lbd. IMG. I, 343):



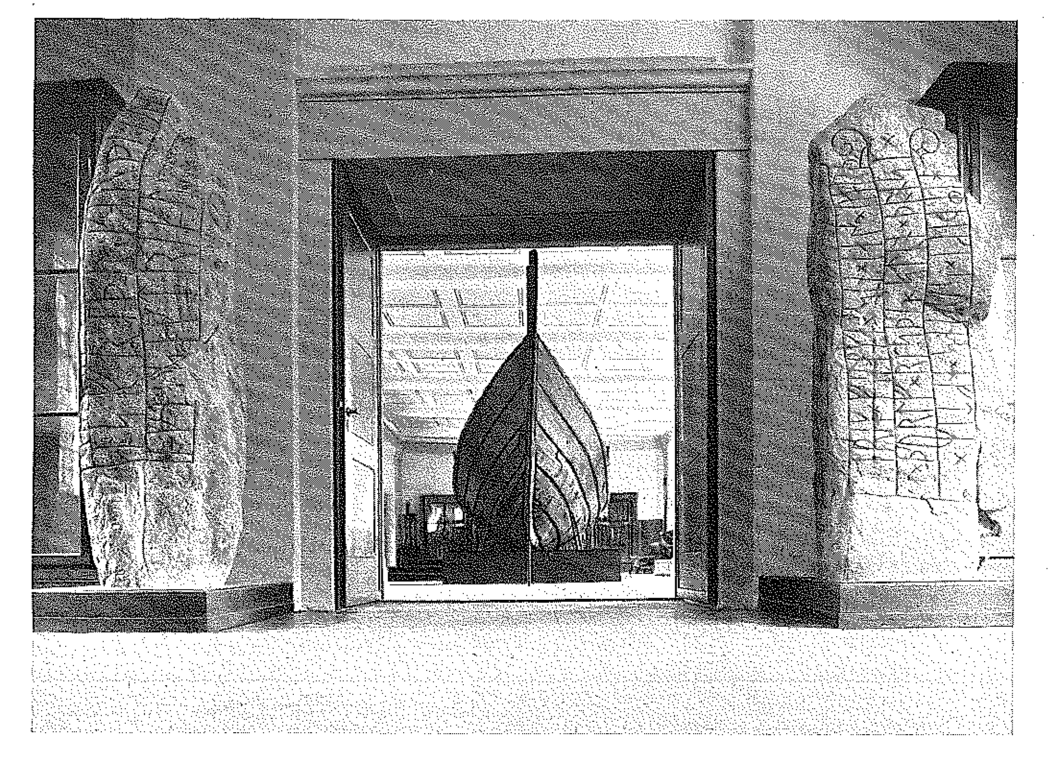
Hier handelt es sich um eine primitive Durmelodie, die nur die Töne e, f, g, a, b, mit F als Tonika verwendet; gerade die Einfachheit spricht für ihr hohes Alter. Wollen wir dem bisher verfolgten Grundsatz, Wort und Weise für gleichzeitig anzunehmen, auch hier folgen, so würde sich eine klare und eindeutige Linie der Entwicklung ergeben: im etwa 12. Jahrhundert das Völuspaa-Lied in F-dur; im späten 13. Jahrhundert das oben aus der Kopenhagener Runenhandschrift vorgelegte Traumliedchen in schlichtem d-moll; aus dem späten 14. Jahrhundert die im Grundzug dorisch-phrygisch-hypoäolischen, aber nordisch reich weitergeführten Sigurdweisen. Womit wieder Dur und harmonisches Moll als nordischer Untergrund, die Kirchentonarten als folgenreicher Fremdeinfluß auftreten würden.

Aber selbstverständlich ist es unmöglich, allein auf so wenige und obendrein erst spät überlieferte Denkmäler trotz noch so ehrwürdigen Inhalts einen derartigen Musikgeschichtsbau zu errichten. Ein solcher, der höchst wichtig wäre, läßt sich nur unter strengster Auswertung des g e s a m t e n Schatzes nordischer Weisen und unter genauester Mitberücksichtigung der englischen, deutschen, skandinavischen Kunstmusikentwicklungen herausarbeiten, damit man dann bis auf die Zeiten des Osebergschiffs zurückstoßen könnte. Die bisher auf diesem Gebiet gezeigten Versuche um das Tonsystem sind viel zu eilig, zu kurzatmig, zu sehr vom naheliegenden Wunsch beflügelt, zum Teil sogar mit bedauerlich dilettantischem Konstruktivismus unternommen worden oder haben durch allzu kombinationsfreudiges Übergreifen auf die Melodieliteratur auch der Finnen, Russen, Lappen und sonstiger, wenigstens linguistisch andersartiger Völker die klaren Problemumrisse verwischt; wobei aber das hierin aufklingende heiße Bemühen und Sehnen nur warm gelobt werden kann.

Wenn irgendwo, dann ist hier grimmige Skepsis gegenüber sich willig anbietenden Schlußfolgerungen und zäh prüfendes Voranschreiten nur Schritt um Schritt strengstens geboten. Denn gerade hier dürfen nicht Scheinerfolge ausgestreut, sondern sollen Fundamente für weiteste Dauer gelegt werden. Ein Musikforschungsinstitut für diese Dinge wäre das Gebot der Stunde, jedoch nur eines unter unerbittlich kritischer Leitung und mit absolut hieb- und stichfesten Untersuchungsmethoden, das lieber nach zehn Jahren mit einem „Unmöglich, Sicheres zu sagen" als nach zehn Monaten mit gutgemeinten Selbsttäuschungen hervortreten sollte. Denn es geht hier um Fragen, die den Wissenschaftler in Heiligtumsbezirke einzutreten zwingen.

Alles Fremdartige, das ungeeignet ins Leben eingedrungen, wird in ihm zum Krankheitsstoff und muß ausgeworfen werden, damit die Gesundheit bestehen könne; alles Eigenartige hingegen, was ihm wirklich angehört, muß geweckt und angefrischt werden ohne Unterlaß.

Görres



Blick in den Saal des Nydam-Bootes

Das Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel

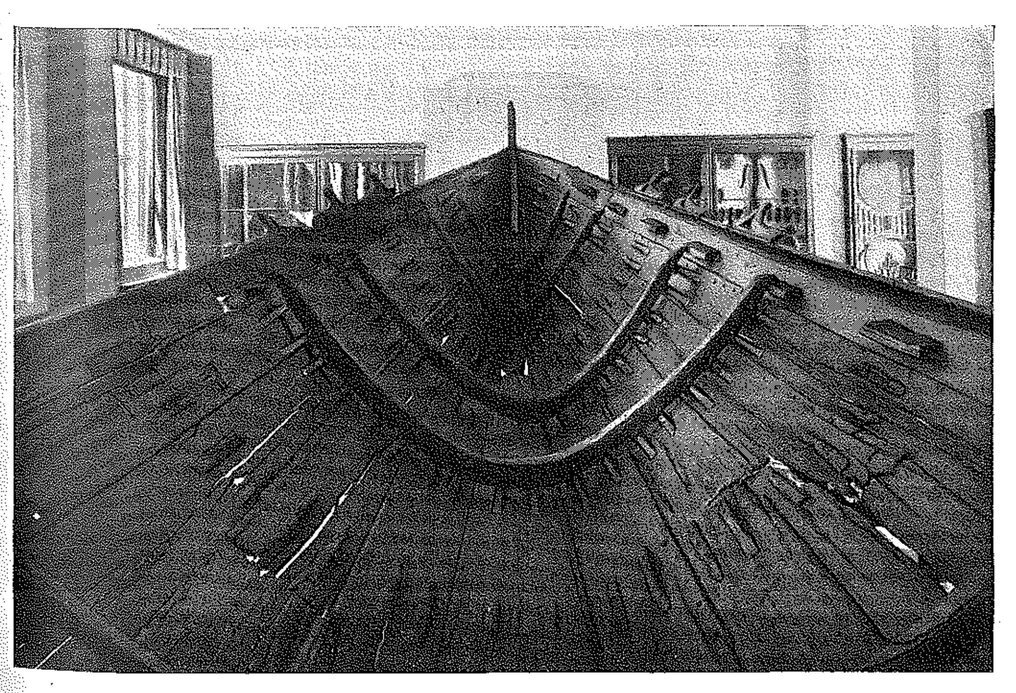
Von Gustav Schwantes

Abseits von der Heerstraße liegt — in einem nicht gerade einladenden Wohngebiet — Kiels alte Universität, von Sonnin, dem größten Baumeister des Barock in Nordwestdeutschland, erbaut. Der Kenner alter Architektur freut sich an der wohltuend schlichten Fassade des ehrwürdigen Gebäudes, aber daß darin ein Universitätsinstitut enthalten sei, sogar ein Museum und noch dazu eine der hervorragendsten Sammlungen vor- und frühgeschichtlicher Altertümer aus Deutschland, ja aus Europa überhaupt, das weiß wiederum nur der Kenner. Wohl ist seit der Zeit des politischen Umbruchs dem Museum unendlich viel mehr Achtung zugewandt worden; man hat von behördlicher wie von wissenschaftlicher Seite alles getan, um auf die Bedeutung des Museums vorgeschichtlicher Altertümer bei der Universität Kiel aufmerksam zu machen. Aber jeder, der europäische Vorzeitsammlungen kennt und miteinander vergleichen kann, wird sagen: was könnten diese zum Teil einzigartigen Schätze einmal für Kiel, dann aber für Deutschland und alle übrigen germanischen Länder bedeuten, wenn sie aus ihrer magazinartigen Häufung erlöst und in einem Bau untergebracht wären, der ihrer Bedeutung entspricht.

In den letzten Jahren ist der Besuch unserer Sammlung nicht selten so stark gewesen, daß die allzu beengten Räume auch hier versagten. Schon vor Jahren habe ich den Plan entworfen, aus unserer Sammlung das Altgermanische Museum des Deutschen Reiches zu machen. Nur hier, auf urgermanischem Boden, nur mit diesem unserm Material ließe sich ein solcher Weihetempel deutscher Vorzeit schaffen. Der Gedanke fand auch viel Anklang. Aber es sind ihm mancherlei Hindernisse erwachsen.

Das allerschwerste ist einfach die noch weit verbreitete Unkenntnis des Bestandes der Sammlung. Es gehört wahrlich kein Überschwang von Phantasie dazu, sich unsere Schätze in eine würdige Umgebung hineinzudenken. Man wird dann finden, daß der geplante Neubau vor allem auch für die Stadt Kiel eine Angelegenheit erster Ordnung ist. Noch immer gehörten Museen zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Städte. Kiel hat Förde und Marine, Kiel ist weiterhin im Begriff, eine Theater- und Musikstadt besonders hohen Ranges zu werden, Kiel hat bereits heute weithin bekannte, ausgezeichnete Museen. Der Ausbau des unsrigen zum Altgermanischen Museum in entsprechendem Gebäude wäre eine Tat, die sich auch für die Stadt bezahlt machen würde. Kein Geringerer als Alfred Lichtwark nannte das Museum vorgeschichtkicher Altertümer einmal „das Heiligtum unseres Stammes“. Man bedenke, der große Museumsmann Lichtwark! Was mag ihn zu diesem Ausspruch veranlaßt haben, und was berechtigt uns, die Bedeutung des Museums in diesem Sinne zu sehen?

Das germanische Urgebiet, sich vom südlichen Schweden durch das dänische Inselreich über Jütland hin erstreckend, reicht nicht wesentlich über Holstein hinaus. Kiel birgt also die einzige Vorgeschichtssammlung Deutschlands, die Funde aus dem urgermanischen Gebiet betreut. In den genannten Ländern entstanden die Germanen aus der Verschmelzung zweier steinzeitlicher Bauernvölker; mit dem Beginn der Bronzezeit können wir von Germanen sprechen. Der Stein-Bronzezeit-Saal unseres Museums enthält ein riesiges Material zum Studium dieser für die Frühzeit des Germanentums entscheidenden Periode. Hier haben wir die größte deutsche Sammlung von Grabbeigaben aus den Riesensteingräbern. Hier sind fernerhin Schränke gefüllt mit der Hinterlassenschaft der aus dem zentralen Europa heraufgekommenen sogenannten Einzelgrabbevölkerung, die nicht in Steinkammern, sondern in hölzernen Totenbehältern unter Grabhügeln bestattete. Dann haben wir die schönste deutsche Sammlung aus der älteren nordischen Bronzezeit mit vielen Prachtstücken, wie sie sonst in Deutschland nicht vorhanden, in Skandinavien selten sind.



Vorderes Ende des Nydam-Bootes

Sogar ein paar Eichensärge haben wir, jene berühmten Totenbäume aus der Zeit um 1500 v. Ztw., die bekanntlich die ältesten Trachtstücke der Welt geliefert haben. Wenn wir auch nicht im Besitz so köstlicher Gewänder sind wie das Kopenhagener Nationalmuseum, sind wir doch imstande, mancherlei Proben des Schaffens der urgermanischen Tuchmacherinnen vorzuführen.

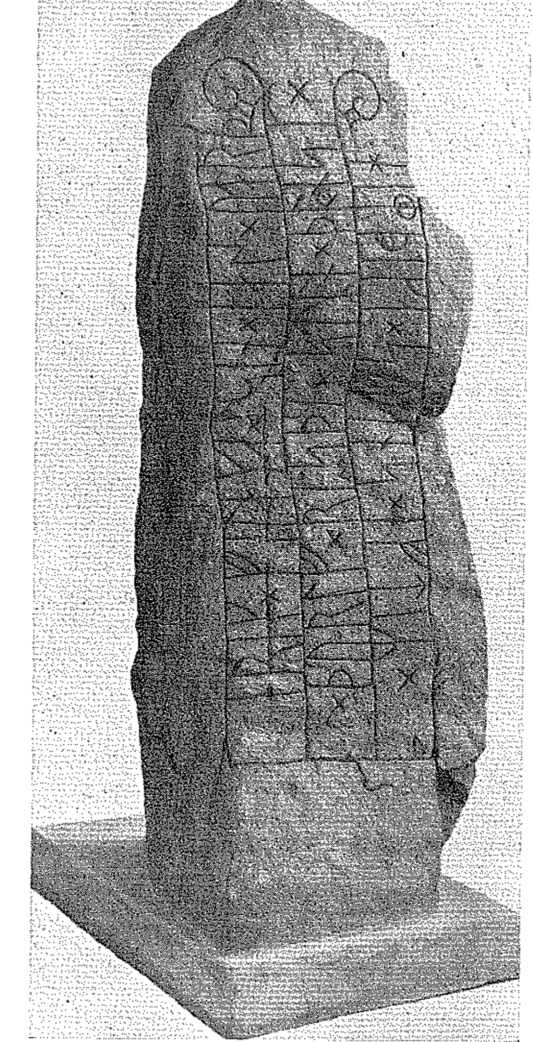
Weniger anziehend für den Besucher pflegt der mit jenem Raum korrespondierende Eisenzeitsaal im ersten Stock zu sein. Mit dem Übergang von der Bestattung unverbrannter Leichen zur Totenverbrennung während der Bronzezeit verlieren die Gräber sehr viel von ihrer Bedeutung als Quellen für die Vorgeschichte. Das Häuflein verbrannter Knochen, das man aus den Resten des Scheiterhaufens fein säuberlich in ein irdenes Gefäß sammelte, wurde durchschnittlich nur sehr spärlich mit Beigaben bedacht. Diese waren vielfach zu groß, als daß man sie in die Graburne hätte hineinbringen können; so mag es gekommen sein, daß man sich von ihrer Mitgabe mehr und mehr abgewöhnte. Daher denn seit der jüngeren Bronzezeit und durch die ganze sogenannte vorrömische, römische und spätere Eisenzeit zahlreiche Urnen entweder gar keine Beigaben oder meist nur spärliches Kleingerät aus Eisen oder Bronze enthalten. So wertvoll auch diese Gräberfelder für den Sachkenner sind, der landläufige Museumsbesucher pflegt sich nur dann zu ihnen hingezogen zu fühlen, wenn ihm die Bedeutung auch dieser Dinge in Wort oder Schrift klargemacht wurde.

Im größten Gegensatz zu jenem mit grauen und schwärzlichen Graburnen und bescheidenem Totengerät angefüllten Saal stehen die beiden Räume, die im Erdgeschoß dem Stein-Bronzezeit-Saal gegenüberliegen. Was das Auge des Beschauers hier erblickt, ist zum guten Teil nicht nur in Deutschland oder Europa, sondern auf der ganzen Welt einzigartig! Der Betrachter pflegt sofort ergriffen zu werden von hoch emporragenden Steven des Nydam-Schiffes, das mit seinen 24 Meter Länge den „Bootsaal" zum guten Teil ausfüllt. Es ist ja bekanntlich das älteste guterhaltene germanische Schiff und vierhundert Jahre älter als die Wikingerschiffe, mit denen es noch immer verwechselt wird.



Der Stadtwall von Haithabu

Aus ungeheuren Eichstämmen sind die einstückigen Planken mitsamt den an ihnen befindlichen Klampen für die Befestigung mit den Rippen herausgehauen! Heute könnte man ein solches Schiff schon aus dem Grunde gar nicht mehr bauen, weil der Welthandel derartige Eichbäume nicht mehr führt. Ein jeder ist auch ergriffen von der Schönheit der Linien dieses alten Fahrzeuges, das aus der Zeit stammt, in der die Angeln und Sachsen hinübersetzten nach Britannien. Das Schiff ist der Teil von äußerst reichen Opfergaben, die einmal auf der Oberfläche eines heiligen Moores im Sundewitt, Alsen gegenüber, niedergelegt wurden, dann von Torfmoos überwuchert und nach und nach in die Tiefe des fortwachsenden Moores geraten sind.



Der Erikstein vom Kreuzberg bei Haithabu

Zahllos waren die Dinge aus dem verschiedensten Material, die in, unter und bei dem Schiff oder den Schiffen, wie man richtiger sagen muß, hingelegt waren. Denn ein zweites Boot von noch älterer Bauart konnte Professor Engelhardt, der hervorragende Ausgräber, nicht mehr retten. Es wurde im Kriege 1864 im Biwak verheizt! Die Kojen seitlich des Schiffes breiten die Fülle der Funde vor uns aus. Da sieht man ein vollständiges Skelett des alten, ponyartigen germanischen Pferdes, da hängen hölzerne Schilde, Bogen, Köcher, Pfeile, Lanzen, sämtlich mit den erhaltenen Holzteilen. Das ist ja die Besonderheit dieses Moorfundes, daß er unzählige Dinge wohlerhalten bewahrt hat, die sonst durch die Fäulnis oder den Leichenbrand zerstört wurden. Was uns die Gräber vor Augen führen, pflegt ein ewiges Einerlei der Dinge zu sein, die man dem Toten auf den Scheiterhaufen legte oder gar nur eine Auswahl von diesem Totengut. Hier aber haben wir Einblicke in die Habe unserer Altvordern, wie sie wirklich ausgeschaut hat.

Der Fund von Nydam wird auf das reichste ergänzt durch den an Stückzahl der Sachen noch umfangreicheren Moorfund von Thorsberg bei Süderbrarup in Angeln. Hier hat man freilich kein Schiff gefunden, aber zahllose Sachen ähnlicher Art wie bei Nydam. Hier haben wir auch die vollständigen Ausrüstungen nicht nur der Reiter, sondern auch ihrer Pferde, die erhaltenen Gewänder germanischer Krieger, Pferdegeschirr mit wohlbewahrtem Leder usw. usw. Auch Runeninschriften spendete der riesige Fund von Thorsberg; es sind mit die ältesten germanischen Sprachdenkmäler, die wir besitzen. Vereinzelt tritt neben dem einheimischen auch einmal ein erbeuteter Helm, ein Schildbuckel oder dieser oder jener Gegenstand auf, der den Römern im Kampf abgenommen wurde oder

den man durch den Handel erwarb. Es gibt keine zweite Stätte der Welt, wo man ergreifender und umfassender in die altgermanische Welt eingeführt würde, wie in unserm Schiffssaal. Sogar die alten Germanen selber sind als in Mooren gefundene Mumien zugegen, Opfer eines auch von den Römern erwähnten Rechtsbrauches. Ihre Trachtenstücke entsprechen völlig denen, die wir aus den großen Opferfunden kennen.

In den Schiffssaal hinein gelangt man durch den Haithabu-Saal. Auch dieser ist im deutschen Museumswesen eine Besonderheit, da das eigentliche nordische Wikingergebiet nur in unsere Provinz noch hineinragt. Mit dem Gebiet um die Schlei herum schloß es ab und hier lag ja die größte Siedlung jener Zeit, das bekannte Haithabu. Was man aber in unserem Haithabu-Saal sieht, sind nicht die hervorragenden Funde der Grabungszeit seit 1930. Weder diese noch die Ergebnisse unserer sonstigen Ausgrabungen seit 1930 lassen sich in unserm beengten Museum zur Schau stellen. Drei der bei Haithabu gefundenen Runensteine sind dort aufgestellt und der Nachguß eines vierten, der jetzt noch auf dem zu ihm gehörenden Grabhügel bei Busdorf steht. Runensteine errichtete man in germanischen Landen nur im eigentlich nordischen Gebiet. Über den Bereich des Wikingischen gehen sie nicht hinaus, und so ist unsere Provinz das einzige Land Deutschlands, das Runensteine sein eigen nennt und ausstellen kann. Die neuen Ausgrabungen in Haithabu laufen seit 1930; ihre Durchführung lag von Anfang an in den bewährten Händen meines Mitarbeiters Dr. H. Jankuhn. Dank dem außerordentlichen Interesse, das der Reichsführer SS Heinrich Himmler dieser wunderbaren historischen Stätte seit Jahren widmet, werden die Grabungen in noch größerem Maßstab als bisher ab 1938 als SS-Grabungen weitergeführt.

Seit dem vorigen Jahre besuchen zahlreiche Personen aus dem In- und Auslande das Museum, um die in ihrer Art für die Wissenschaft ganz neuen Funde Alfred Rusts von Meiendorf zu besehen, die bekanntlich noch der Eiszeit angehören. Da diese Sachen einmal den Empfangssaal unseres Schlosses allein ausfüllten, wo sie gelegentlich einer Sonderschau ausgestellt waren, mußten wir sie in Kisten verpacken, da an Auslegen im Museum aus Raumgründen nicht zu denken war!

Zum Punkte Ausgrabungen wäre noch hinzuzufügen, daß die Gewinnung des Forschungsmaterials auf diesem Wege außerordentliche Spannungsmomente in sich birgt. Dadurch, daß man die gesamte Bevölkerung an die Grabungsstätte heranführt, kann sie mehr oder minder miterleben, wie die Ergebnisse unserer Wissenschaft entstehen. Das ist überhaupt eine der schönsten Aufgaben aller Wissenschaft, daß sie Geist und Gemüt auch weiter Volkskreise in Bewegung bringt. Bisweilen ist das Wertvollste nicht das endgültige Ergebnis, sondern vielmehr der Weg, auf dem man dieses herausfand. Da es sich bei der Gewinnung unserer Gedanken um Dinge handelt, die man sehen und anfassen kann, wohnt der Vorgeschichte von vornherein eine sinnliche Frische inne, die sie vor manchem anderen Forschungszweig vorweg hat. Die Tatsache, daß sich in unserer Wissenschaft alles um Funde dreht, die man betrachten kann und die schon durch ihre Form oder sonstige Art die Aufmerksamkeit erregen, verbindet die Vorgeschichte mit dem Volke oft ebenso sehr wie die theoretischen Ergebnisse.

Eine Arbeit von besonderer Art wurde unserm Museum im Jahre 1936 dadurch ermöglicht, daß uns der Oberpräsident und Gauleiter eine archäologische Landesaufnahme einrichtete. Mit ihrer Leitung wurde Dr. K. Kersten betraut, der schon als Schüler sich mit derartigen Arbeiten beschäftigt hatte, d. h. der genauen Aufnahme aller Denkmäler und Altertumsfunde aus den einzelnen Kreisen. Eine solche Arbeit setzt natürlich die umfassende Beherrschung der gesamten vorgeschichtlichen Wissenschaft voraus und eine beträchtliche Energie. Wir sind froh, in Dr. Kersten die geeignete Persönlichkeit für die Durchführung dieser verantwortungsvollen Arbeit gefunden zu haben. In erstaunlich kurzer Zeit konnte er den Kreis Steinburg aufnehmen, und auch der Kreis Herzogtum

Lauenburg ist bereits zum weitaus größten Teil erfaßt. Erst wenn ganz Schleswig-Holstein auf diese Weise von der Landesaufnahme aufgearbeitet sein wird, werden wir imstande sein, eine Vorgeschichte unseres Landes zu schreiben, wie sie tatsächlich aus den bestehenden Denkmälern herausgelesen werden kann.

Die während der letzten Jahre gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse konnten, weil chronischer Geldmangel die Herausgabe eines eigenen Jahrbuches verhinderte, zunächst nur in zahlreichen Artikeln in wissenschaftlichen Zeitschriften und Zeitungen bekanntgegeben werden. Umfangreiche Darstellungen geschlossener wissenschaftlicher Themen durch meine Mitarbeiter, zu denen ich unbedingt auch meine Schüler zähle, sind in einer besonderen Bücherreihe veröffentlicht. Diese wurde zunächst von unserm Museum zusammen mit der Universitäts-Gesellschaft herausgegeben. Sie wird von nun ab im Verein mit der Schleswig-Holsteinischen Geschichtsgesellschaft durchgeführt, ebenso wie das Jahrbuch „Offa“, dessen 2. Band soeben erschienen ist.

Baumrinde und Ton als Schreibstoffe

Von E. Weber

In dem Carmen VII, 18 hat der Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, am Ende des 6. Jahrhunderts n. Ztw. gedichtet:

An tibi charta parum peregrina merce rotatur?
Non amor extorquet quod neque tempus habet.
Scribere quo possis, discingat fascia fagum!
Cortice dicta legi fit mihi dulce tui.

Dieses Distichenpaar habe ich frei so ins Deutsche übertragen:

Hat dir lang kein Händler Papier zum Kaufe geboten?
Was die Zeit dir versagt, schafft auch Liebe nicht her.
Ei, so laß den Stamm einer Buche sich hilfreich entgürten!
Auch auf Rinde erfreu'n Worte von dir mein Gemüt.

Aus diesen Worten geht hervor, daß der lateinische Dichter den Brauch kannte, Buchenrinde als Schreibstoff zu benutzen. Er hat ihn gewiß bei den Franken, in deren Reich er wirkte, beobachtet.

Mehr noch als Buchenrinde dürfte aber bei den Germanen die Birkenrinde eine Rolle als Schreibstoff gespielt haben, und zwar schon seit den ältesten Zeiten. Jörg Lechler hat darüber in „5000 Jahre Deutschland“, S. 59/60, geschrieben:

„Gehen wir also zum Bronzegießer und sehen wir ihm bei seiner Arbeit über die Schulter! Das erste, was wir feststellen an der Hand der schon gesehenen Ornamente, ist, daß er tatsächlich Werkzeichnungen haben mußte, denn die geometrisch gebundenen Ornamente setzen mathematische Konstruktion voraus. Papier kannte man noch nicht, also mußte man auf Birkenrinde, Holzbrettern, Wachs oder glattgestrichenem Ton seine Notizen und Zeichnungen machen. Übrigens ist Birkenrinde ein ganz ausgezeichneter Arbeitsstoff. Dies zeigen uns ja schon zur Gengüge die Schachteln, und man kann, wie das in der Neuzeit noch im Norden vorkommt, sogar Briefbogen und Briefumschläge aus Birkenrinde fertigen.“

Olaus Magnus (Olaf Store) hat 1555 in seiner Historia de gentibus Septentrionalibus berichtet: „Es finden sich auch Leute in den nordischen Landen so scharfsinnigen Geistes, daß sie, obwohl sie nie gothische oder lateinische Buchstaben gelernt haben, sich selbst eine Art Bilderschrift schaffen und diese Zeichen als Merkbehelf zum Schreiben auf Haut, Papier oder Baumrinde benutzen.“

Da der Erzbischof von Upsala an dieser Stelle den Gebrauch von Baumrinde als

landesüblichen Schreibstoff anführt, so liegt die Frage nicht allzu fern, ob nicht vielleicht der Brief, den der Schwedenkönig Björn im 9. Jahrhundert u. Ztr. an den Kaiser Ludwig den Frommen geschickt hat, auf Baumrinde geschrieben gewesen sein mag. In Rimberts „Leben des Erzbischofs Anskar" heißt es nämlich Kap. 11: „Nach einem Aufenthalt von anderthalb Jahren (830—831) bei den Schweden kehrten die beiden Diener des Herrn heim zu des Kaisers Majestät mit der Überzeugung, durch ihr Sendamt einen sicheren Grund gelegt zu haben, und zwar mit Schriftzeichen versehen, die der König Björn mit eigener Hand nach Landesbrauch entworfen hatte." Man wird kaum fehlgreifen, wenn man mit Eduard Sievers (P. Grdr. 1901) annimmt, daß es sich dabei um einen Runenbrief gehandelt haben wird.

Ein solches Schriftstück dürfte gewiß von der kaiserlichen Kanzlei als wertvolles Zeugnis aufbewahrt worden sein. War es vielleicht unter der Sammlung alter Urkunden, die im „Paradies"[1] des Domes zu Münster aufbewahrt worden waren? Einer freundlichen Mitteilung von Dr. J. O. Plaßmann vom 14. April 1936 verdanke ich folgende Stelle aus Hermann Kerssenbrochs „Anabaptistici Furoris Historica Narratio"[2]:

„Cum enim septimo die Septembris (1527) per incuriam eorum, qui plumbeas laminas tecti paradisiaci consolidatione firmiori reficerent, ubi forte ignem negligentius custodivissent, paradisum, episcopalis iudicii consessum, flamma corripuisset ac non tantum tectum, sed etiam admirandae vetustatis bibliothecam, irreparabilem totius Westphaliae thesaurum, in qua praeter codices ex arborum libris confectos multorum quoque doctorum vivorum autographa aliaque insignia ipsius Caroli Magni monumenta conservata extiterunt, absumpsisset et in cineres convertisset ..."

Liber ist der Bast, der unmittelbar unter der Rinde des Baumes liegt und im Schriftgebrauch oft mit der Rinde gleichgesetzt wird. So hat denn Kerssenbroch selbst S. 41 die von mir gesperrten Worte umschrieben mit „autographa multorum auctorum ex libris ex corticibus arborum facta". Die Nachricht besagt also, daß am 7. September 1527 ein Brand, der durch die Unachtsamkeit der Bleidecker ausbrach, das Paradies des Domes zu Münster zerstört hat. Dieser Vorraum hatte jahrhundertelang als Sitzungssaal des bischoflichen Gerichts gedient. Er enthielt eine kostbare Bücher- und Urkundensammlung. Dieser Verlust ist um so schmerzlicher, als die Bücherei auch alte, auf Baumrinde geschriebene Schriftstücke enthielt, von denen manche bis auf die Zeiten Karls des Großen zurückgereicht haben sollen. Kerssenbrochs Mitteilung belegt — von allem anderen abgesehen — ebenfalls, wie verbreitet die Benutzung von Baumrinde als Schreibstoff noch im frühen Mittelalter in Deutschland gewesen sein muß.

Die Spatenforschung hat an den Tag gebracht, welche Meister in der Beherrschung des Tones als Werkstoff die alten Germaninnen und Germanen gewesen sind. Da dieser geschmeidige Stoff schon früh durch allerlei Arten von Verzierungen geschmückt worden ist, kann es nicht wundernehmen, daß er gelegentlich auch als Schreibstoff benutzt worden ist. Als Beleg dafür hat lange das sogenannte Tonköpfchen[3] des Berliner Museums allein gedient. Es stammt aus Hinterpommern. Es trägt auf dem Scheitel die Rune U und am Sockel linkswendig herum die Runen F L G J A. Henning hat daher „Fulgja" gelesen. Der Werkstoff ist nach Virchows Urteil mäßig gebrannter Ton, in den die Runen vor dem Brande eingeritzt worden waren.

Daß kraftgeladene Zeichen auf Graburnen angebracht worden sind, um die Ruhe des Grabes zu sichern, dafür scheinen die wandalischen Urnen von Sedschütz und Niesdrowitz[4] aus dem Ende des 3. Jahrhunderts zu zeugen. Ob auf dem Tonscherben von Noßwitz[4] in Schlesien die Tag-Rune oder eine bloße Zierform anzunehmen ist, darüber gehen die Meinungen noch auseinander. Das gleiche gilt von dem O-runenähnlichen Zeichen auf einer altsächsischen Urne von Wehden (Hannover)[1].

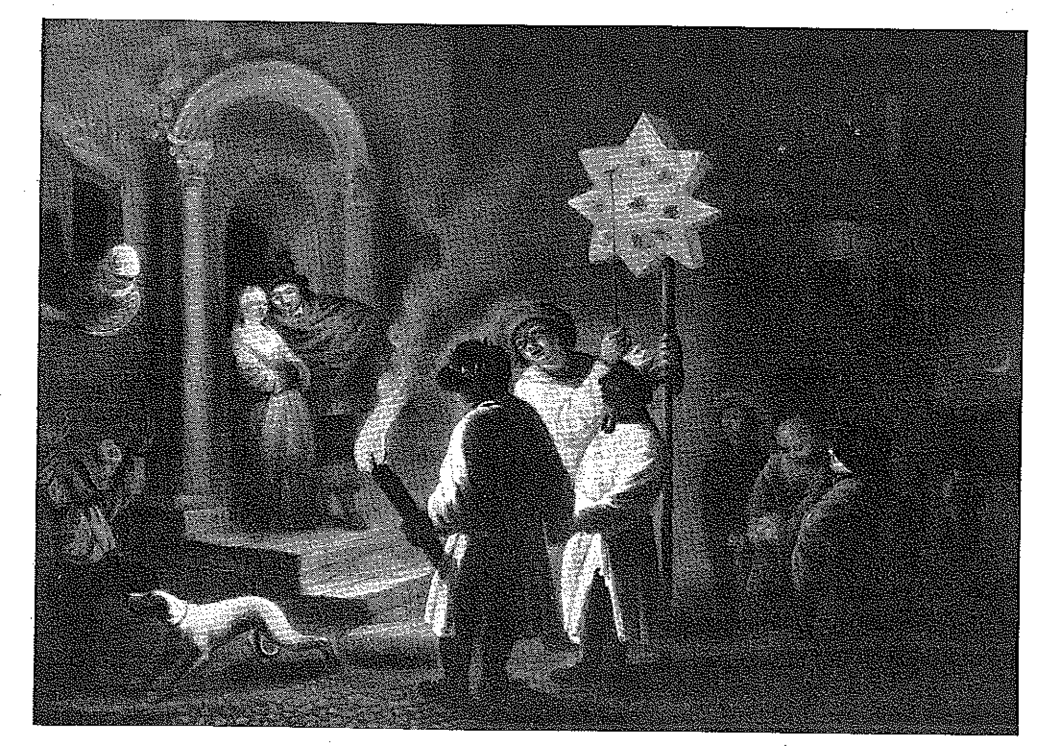
Den Runen an Gestalt häufig gleich oder sehr ähnlich sind viele der einst über alle Germanenländer verbreiteten Haus- und Hofmarken gewesen. Es ist daher nicht erstaunlich, daß auch sie gelegentlich in Ton geschnitten worden sind. Carl Gustav Homeyer berichtet denn auch auf S. 61[2] seines Leitwerkes: „Auf der Insel Poel kamen Hausmarken auch über den Haustüren auf einer Tafel aus gebranntem Ton eingemauert vor."

Die gleiche Herstellung aus Ton mit vor dem Brand eingeritzten Zeichnungen und Zeichen hat der Freiherr Karl von Münchhausen 1798 im Bragur Bd. VI der verschollenen Runenbildtafel vom Süntel, von der er einen Kupferstich nach einer handgemalten Kopie veröffentlichte, zugeschrieben. Es heißt da: „Es ist dieses ein, ohngefähr gegen Ausgang des 15ten oder mit Anfang des 16ten Jahrhunderts gefundener Stein oder eine große irdene Scherbe, mit Figuren und Runschrift." Weiterhin folgen dann die Worte: „Die Figuren schienen mit einem Messer oder Griffel in den Stein gezogen zu sein, da er noch nicht gebrannt und also noch weich gewesen; also auch die Schriftzeichen."

Die von mir gesperrten Worte bezeugen die gleiche Technik wie die von Virchow für das Tonköpfchen angenommene, wie sie auch für die Poeler Hausmarkentafeln zu vermuten ist. Ich habe über die Runenbildtafel in Heft 3 der N. F. III der Zeitschrift für Volkskunde vom Dezember 1932, S. 272—279, gehandelt und dabei die Echtheit des Fundstückes vertreten. Damals erschien das Bruchstück mir als ein einmaliger Fall. Durch Homeyers Feststellung, daß mit Marken versehene Tontafeln auf Poel üblich waren, wird die Süntelplatte einem auch sonst belegten Volksbrauch Niederdeutschlands eingegliedert und dadurch die Möglichkeit der Echtheit verstärkt. Noch ein runenformengemäßer Grund tritt hinzu, den ich 1932 noch nicht so heranziehen konnte wie heute. Dreimal erscheint auf der Bildtafel die Rune U nur in halber Höhe der anderen Stäbe. Ich hatte 1932 geschrieben, daß ich kein Seitenstück dazu kenne und gefragt, ob ein Fälscher gewagt haben würde, willkürlich die U-Zeichen kleiner zu schneiden. Seitdem habe ich gefunden, daß auf dem schwedischen Rökstein, der um 850 u. Ztr. angesetzt worden ist, neben den regelrechten U-Zeichen mehrfach U-Runen vorkommen, bei denen der Kennstrich mehr oder minder tief unter der Spitze des Hauptstabes ansetzt, und in einem Fall sogar eine U-Rune da ist, bei der der Hauptstab nur die halbe Höhe erreicht. Im letztgenannten Fall dürfte die Erklärung sein, daß Rücksicht auf eine Rahmenlinie die Verkürzung des Zeichens bedingt hat. Aber der Rökstein lehrt ganz deutlich, daß im Norden eine Zeitlang gerade bei der U-Rune die Neigung bestanden hat, ihre Einstabigkeit schärfer zu kennzeichnen, indem man den Kennstab tiefer ansetzte. Dieses Bestreben tritt auch auf dem dänischen Rönningestein, der um 920 angesetzt wird, in Erscheinung. Daraus er gibt sich ein weiterer Beleg zu den früheren, daß die Runen der Süntelplatte an den Schwankungen teilhaben, die die Übergangszeit im Norden zwischen 900 und 1100 kennzeichnen. Es wäre mehr als merkwürdig, wenn ein Fälscher des 16. oder 17. Jahrhunderts ausgerechnet darauf verfallen wäre, solche weit zurückliegenden und seltenen Vorbilder sich auszusuchen.

[1] Ein Vorraum der Kirche.
[2] Herausgegeben von Dr. H. Detmer, Münster 1900, S. 157.
[3] Rudolf Henning, Deutsche Runendenkmäler. 1889.
[4] Beiträge zur Runenkunde und Nordischen Sprachwissenschaft. Otto Harassowitz, Leipzig 1938, S. 42 und 49.

[1] Forschungen und Fortschritte, 1937, S. 217.
[2] Die Haus- und Hofmarken, Berlin 1870.



Sternsingen im 17. Jahrhundert. Gemälde von Samuel von Hoogstraten aus Dordrecht (1627—1678.) Rheinisches Landesmuseum in Bonn (vgl. den Aufsatz „Die germanischen Wurzeln des Sternsingens" im Januarheft)

Kreis und Kreuz

Zur germanischen Quadrantensiedlung

Von Werner Müller

Im 6. Abschnitt meiner Arbeit „Kreis und Kreuz" hatte ich die Vermutung ausgesprochen[1], daß jene zahlreichen Vierteilungen von Dörfern, Städten und Gauen im Mittelalter nichts anderes darstellten als einen Nachhall des germanischen Weltbildes. Die urtümliche Vorlage dieser Anschauung von der Erde sei der Gesichtskreis gewesen, den die Verbindung der Kardinalpunkte in Viertel zerlegte. Dieses kreuzweise untergeteilte Rund habe das Vorbild für die Siedlungsanlagen abgegeben; kurz, im Germanischen sei jene Übersetzung des Mythus in die Landschaft zu verfolgen, die auch die römische Feldmeßlehre mit ihrer Anwendung des Straßenkreuzes im Horizontring beeinflußte.

Als älteste Andeutungen der vierfach geteilten Kreispläne vermochte ich seinerzeit nur die Wikingerstädte Haithabu und Birka zu nennen. Damals ahnte ich nicht, daß die Grabungen des Kopenhagener Nationalmuseums bereits einen klassischen Beleg für das geforderte Idealschema in Trelleborg auf Seeland zutage gefördert hatten. In dem Jahresbericht 1938 berichtet der Direktor des Museums, Paul Nørlund, der selbst die Arbeit leitete, über die Ergebnisse[2]. Sie sind im wesentlichen folgende.

[1] Kreis und Kreuz, Untersuchungen zur sakralen Siedlung bei Italikern und Germanen. Berlin-Lichterfelde, Widukind-Verlag 1938. 73ff.

[2] Paul Nørlund, Trelleborg efter fire Aars Udgravninger, Fra Nationalmuseets Arbejdsmark 1938, 69—80. Wegen des geringen Umfanges der Abhandlung wird auf den Einzelnachweis der angeführten Stellen verzichtetet. Direktor Nørlund hatte die große Liebenswürdigkeit, für unseren Bericht die wiedergegebenen Aufnahmen zur Verfügung zu stellen, wofür ich ihm auch an dieser Stelle herzlich danken möchte.

Trelleborg, eine Wikingergründung an der Küste Westseelands, wurde etwa um das Jahr 1000 erbaut an einer Stelle, die bereits in der Riesenstubenzeit um 2000 v. Zw. einen bedeutenden Wohnplatz gesehen hatte. Auch um die Zeitenwende herum muß hier gesiedelt worden sein und weiter das ganze 10. Jahrhundert hindurch. Die Spuren dieser älteren Geländenutzung sind zum großen Teil der Wikingeranlage zum Opfer gefallen, denn die letzte Bebauung begann mit einer gewaltigen Planierung. Was an Häusern da war, wurde abgerissen, Brunnen und Gruben mit den herumliegenden Abfallhaufen zugeworfen und so zwischen den nassen Wiesen eine Plattform geschaffen, auf der sich die Burg erheben konnte. In den feuchten und unsicheren Grund hinein erstreckt sich hier zwischen zwei Bächen ein Landrücken, und auf seinem breiten Ende errichtete man das neue Werk, das wohl kaum länger als fünfzig Jahre dauerte[1] und seitdem völlig unberührt bis in unsere Zeit hinein dalag, da Siedlung und Verkehr sich andere Plätze und Wege suchten. Allein der große, kreisförmige Wall deutete auf vergangenes Leben.

Die entscheidende Entdeckung brachte das vierte Ausgrabungsjahr 1937 mit der Feststellung einer streng mathematischen und geometrischen Anlage von Graben, Wall und Häusern. Die Abgrabung des Nordostviertels, das besonders gut erhalten war, erleichterte die rechnerische Erarbeitung der Ergebnisse. Der Wall bildete einen Ring, der mit 85 Meter Halbmesser[2] den Innenraum umzog. Dieser Kreis umschloß ein vierflügeliges System ellipsenförmiger Häuser, deren jedes 29,5 Meter lang war. Die Hausellipsen hatte man so

[1] Messung von der Außenkante aus. Der innere Radius betrug 68 Meter.

[2] Die jüngste Zeitstufe vertraten Speerspitzen, Axtblätter, ein Spinnwirtel aus Knochen mit recht schlaffer Schlingbandornamentik, ferner ein Tierkopfhenkel aus Holz. Alle diese Gegenstände zeigten deutlich den auslaufenden Wikingerstil; Nørlund datiert sie deshalb auf etwa 1050. Der Bestand der Anlage kann nicht sehr weit über diesen Ansatz hinausgereicht haben, da die Häuser nicht den geringsten Umbau zeigen.

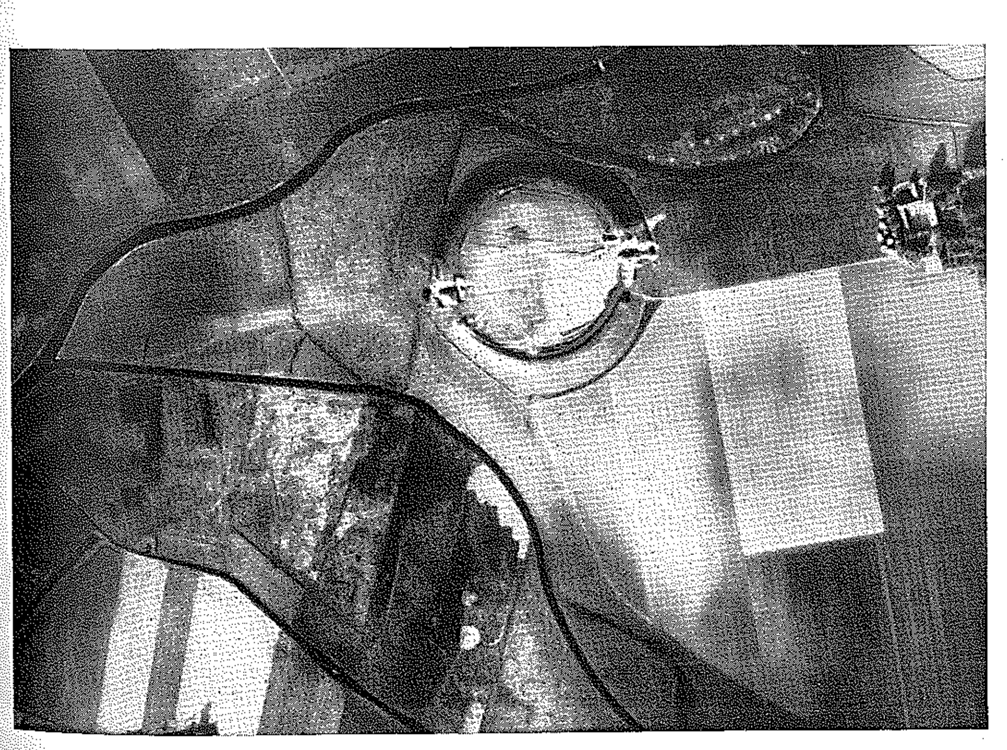


Abb. 1. Trelleborg zwischen den beiden zusammenlaufenden Bächen. Fliegeraufnahme 1936. Im Südosten des Ringes der helle Streifen des Vorburgwalles (Norden oben)

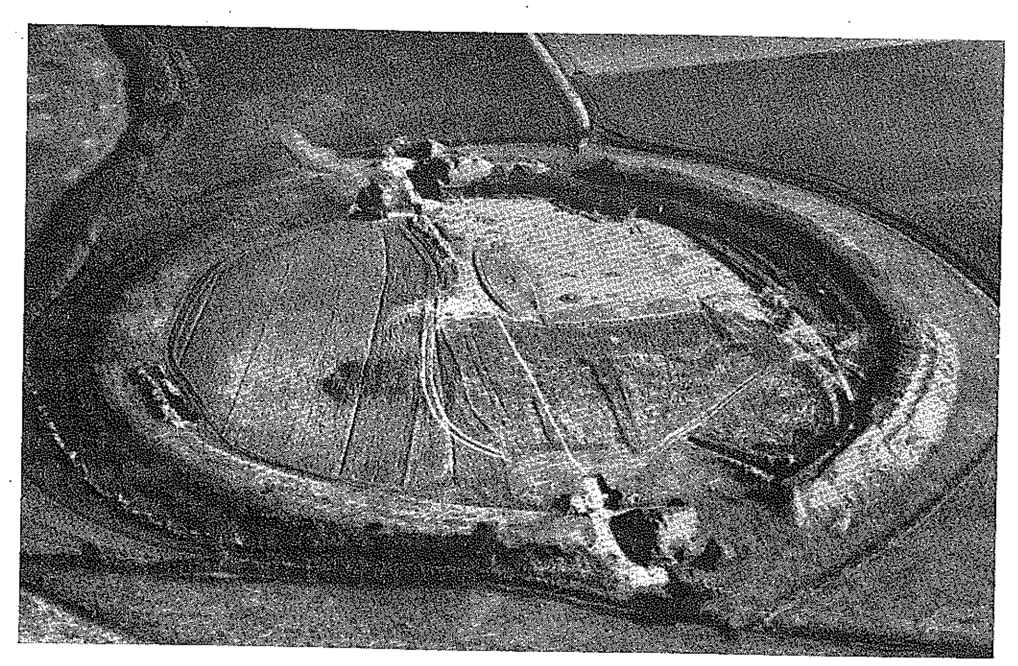


Abb. 2 Der Ringwall von Trelleborg. Rechts oben ein freigelegtes Häuserquadrat. Fliegeraufnahme 1936

zu Viererblocks vereinigt, daß jeder einzelne Ellipsenbrennpunkt zugleich für das anstoßende Haus mit verwandt werden konnte; die Absteckung der Grundrisse erforderte also nicht 16, sondern nur 4 Brennpunkte. Die Brennpunktquadrate waren trotz ihrer Seitenlänge von 36 Meter mit einer fabelhaften Genauigkeit im Boden ausgestochen; nur in einer Ecke konnte eine Abweichung von wenigen Zentimetern nachgewiesen werden. Die vier Wege, die jene Häuserblocks trennten, verliefen nach den Hauptimmelsrichtungen: im Norden, Osten, Süden und Westen durchbrachen sie mit vier Toren den Wall.

Jenseits des Walles kam man über einen Graben, der den Erdrücken vom Hinterland abriegelte, in die Vorburg. Dieses Vorwerk war im Gelände nicht mehr zu erkennen; Nørlund wurde erst durch eine Fliegeraufnahme aus dem Spätsommer 1936 auf diese Fortsetzung aufmerksam, denn das Luftbild zeigte einen hellen Streifen, der genau konzentrisch mit dem Burgwall von einer Seite der Landzunge zur anderen dahinlief. Da ein Suchgraben neue Ergebnisse verhieß, setzte man die Arbeit trotz des schlechten Wetters im November 1937 fort. Die zutage tretenden Einzelheiten übertrafen noch die Erwartungen. Die Vorburg war in das geschilderte geometrische System mit einbezogen: Der Radius des Außenwalles, an der Innenkante gemessen, entsprach dem Durchmesser des inneren Dammes[1]. Radial zum Zentrum lagen in der Vorburg eine Anzahl Häuser, deren Bauart und Größen die Ellipsenkonstruktionen des Innenplatzes wiederholten. Von der noch nicht festgestellten Gesamtzahl wurden zwölf Grundrisse aufgedeckt. Die nach innen gekehrten Giebel schnitten einen Kreis aus dem Boden, dessen Radius (136 Meter) mit dem Durchmesser der inneren Kreisfläche übereinstimmte, und zwar wieder mit verblüffender Schärfe, denn die größte Abweichung vom mathematischen Ideal betrug noch nicht 25 Zentimeter.

Im ganzen ist also Trelleborg ein geradezu klassisches Beispiel jener Siedlungsmathematik, die ich auf Grund der mittelalterlichen Stadtpläne und der nordischen Sonnteilung fordern zu können glaubte. Hier sehen wir eine ideale Ausformung der Plangesetze, die um 1200 „auf eine unerklärliche Weise" plötzlich die gotischen Anlagen zu beherrschen

[1] 170 Meter, wobei der kleinere Ringwall an der Außenseite gemessen wurde.

beginnen, und zugleich besitzen wir in Trelleborg einen Beleg, der die Ausbildung dieser Regeln — Kreisumriß, Ortung, Vierteilung — dem germanischen Altertum zuweist. Gegenüber diesem Beispiel wirken alle späteren Zeugnisse aus dem Mittelalter wie eine halb verwischte Erinnerung. Dabei ist es gleichgültig, daß es sich hier um Wohnsiedlungen, dort um eine Wehranlage handelt, denn die Planregelung wirkt in jeder Anlage, ohne Rücksicht auf ihren Zweck. In diesem Zusammenhang darf ich eine Andeutung machen, die über die Schlüsse Nørlunds hinausgeht. Er hält Trelleborg für eine rein militärische Anlage; das feste Schema spiegelt die straffe Gliederung der Wikingerheere; jedenfalls sei es ihm unmöglich gewesen, irgend etwas Kultisches in der Anlage zu entdecken. Mir scheint doch wenigstens ein Zug — die vom Weltbild und Mythus bestimmte Planschematik lasse ich hier außer acht — kultisches Gepräge zu tragen: die ausgesprochen ellipsenförmige Gestalt der Häuser. Leider besitzen wir keine Vergleichsobjekte aus der Wikingerarchitektur, und der Schrein aus der Domkirche von Cammin (dänische Arbeit aus der Jahrtausendwende), den Nørlund zum Vergleich heranzieht und der im kleinen Maßstabe ebenfalls ausgeprägte Ellipsenform zeigt, erklärt eigentlich nichts, sondern beweist bestenfalls eine gewisse Beliebtheit dieser Form um die Jahrtausendwende in Dänemark. Konstruktiv sind die Häuser aus lotrechten, ineinander genuteten Planken erstellt, von denen jede zweite tief in den Boden versenkt war. Ringsherum lief eine Stützenreihe, die ein weit vorgreifendes Dach als Schutz für die Plankenwände trug. Über den Wänden dürfte eine Giebelkonstruktion gesessen haben, deren Bauart jedoch nicht aufgeklärt werden konnte. Nørlund vermutet in dieser seltsamen Anordnung die Manifestation einer langen technischen Erfahrung: die gebogene Wandform hätte dem Hause große Standfestigkeit, vor allem gegen den Winddruck gesichert. Ob ohne genauere Kenntnis der Dachkonstruktion ein solcher Schluß erlaubt ist, entzieht sich meiner Beurteilung; sicher ist jedenfalls eins: die Materialwidrigkeit solcher Bauweise. Die Erstellung eines Hauses aus Holz verlangte gerade Linien, und jede Abweichung vom Naturgegebenen läßt auf sehr gewichtige Gründe schließen, die jene Abirrung einfach erzwangen. Diese Gründe scheinen mir weniger in der

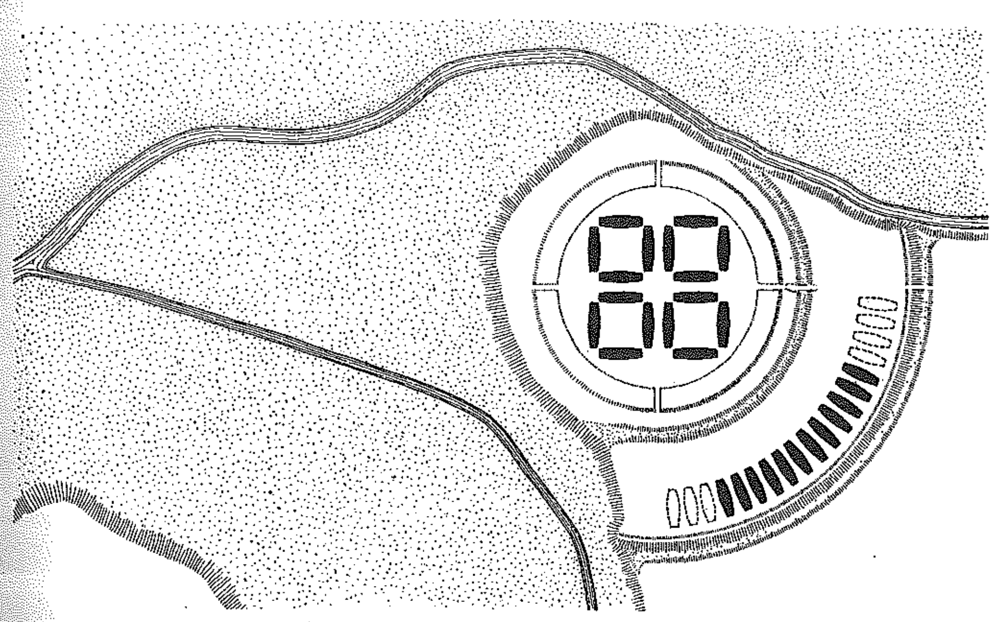


Abb. 3. Plan der Gesamtanlage im Maßstab 1:5000. Gestrichelt eingetragen sind die noch nicht freigelegten Hausgrundrisse (Norden oben)

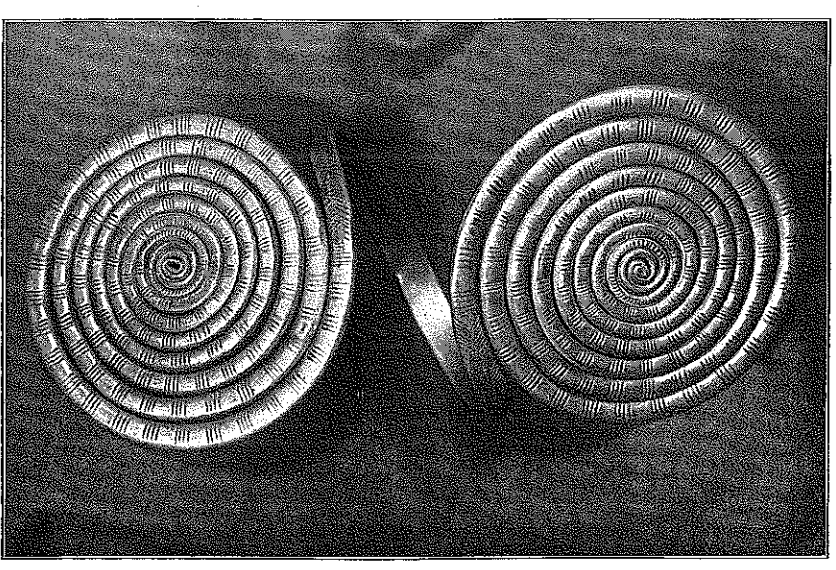
technischen Erfahrung als vielmehr im Kultischen zu liegen. Die Hauspläne erinnern sogleich an die Schiffsbestattungen des Nordens, die von den Setzungen der Steinzeit bis zu den Bootsbegräbnissen der Wikingerzeit die nordische Menschheit begleiteten. Die Kappung der Heck- und Bugspitzen mag auf die Baunotwendigkeit der Giebel zurückgehen, im übrigen ist meiner Ansicht nach die Schiffsform unverkennbar. Selbstverständlich wären die Trelleborghäuser nicht in den engeren Bezirk des Totenkultes einzureihen, vielmehr in weitere Zusammenhänge, in denen das Kultschiff auftaucht, wenn nicht das Bot zu dieser Zeit als ein religiöses Sinnbild schlechthin gegolten hat. Doch möchte ich dieses lediglich als eine Vermutung gewertet wissen; unsere Kenntnis von den Bauformen und den religiösen Vorstellungen der Wikingerzeit reicht nicht gerade weit.

Jedoch halte ich den kultischen Gesamtcharakter von Trelleborg zum mindesten für wahrscheinlich. Einigen Rückhalt gewinnt diese Annahme durch einen Fund, den Buttler erwähnt: die Ringanlage von Kothingeichendorf im Bezirksamt Landau an der Isar[1]. Auf einem kleinen Plateau, das ein Grabensystem von seiner Landverbindung abschnitt, lagen zwei kreisförmige, konzentrische Gräben, die nach Norden, Osten, Süden und Westen von Durchgängen unterbrochen waren[2]. Im inneren Kreise fanden sich nur ganz geringe Hüttenspuren; die Gräben ließen sich durch Spiralband- und Rössener Keramik datieren. Buttler bemerkt zu diesem Erdwerk: „Möglicherweise handelt es sich hier gar nicht um eine Ansiedlung, sondern vielleicht um eine Kultanlage oder etwas Ähnliches.“ Dieses letztere macht auch die Ortung der Tore wahrscheinlich.

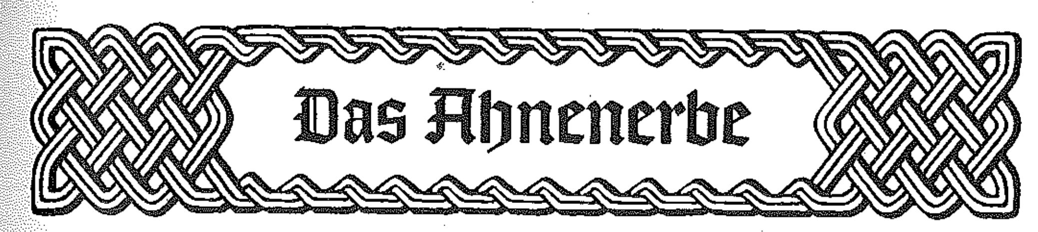
Selbstverständlich befinden wir uns mit Kothingeichendorf auf einer ganz anderen Zeit- und Kulturstufe als bei Trelleborg: Jahrtausende trennen die beiden Anlagen. Und doch scheint mir das gleiche Idealvorbild hier wie dort zu wirken. Wenn uns auch der heutige Stand unseres Wissens eine geschlossene Kette von Belegen versagt, so darf man eine Tatsache zugunsten tiefreichender Zusammenhänge veranschlagen: die ungeheure Zählebigkeit religiöser Urbilder, die aus der ewig gleichen Anschauung stets neu geboren werden.

[1] Der donauländische und der westische Kulturkreis der jüngeren Steinzeit. Berlin und Leipzig 1938. 10f.

[2] Prof. Wagner von der Vor- und frühgeschichtlichen Staatssammlung in München hatte die Güte, mir einen Plan der Ringanlage mit nachgetragener Nordrichtung zu übermitteln. Leider unterließ man bei der Grabung die Aufnahme der Himmelsrichtungen, jedoch verbürgte sich Prof. Wagner für die annähernde Richtigkeit seiner Eintragung. (Brief vom 14. Juni 1938.)



Bronzezeitliche Armspirale. Vorgesch. Museum Kiel



Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ zu neuen Arbeiten und Aufgaben bereit

Rund zwei Jahre sind verflossen, seitdem der Präsident der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, SS-Obersturmbannführer o. Univ.-Professor Dr. Walther Wüst, in einem Aufruf die Mitglieder zu kameradschaftlicher Zusammenarbeit sammelte. Zur gemeinsamen Hebung der Schätze und zur Besinnung auf die Werte, die die gemeinsamen Ahnen uns hinterlassen haben: eine lebendige Waffenschmiede gegen jene Mächte der Zersetzung und Verfälschung, die heute in der Welt den Kampf gegen das blutecht Gewachsene und das lebensgerecht Gewordene führen.

Diese erweiterte Zielsetzung ließ das Arbeits- und Aufgabengebiet der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ von Monat zu Monat wachsen und zwang zur Überprüfung und Erweiterung der ständig neu anfallenden Aufgaben. Auf Vorschlag des Präsidenten, des SS-Obersturmbannführers o. Univ.-Prof. Dr. Walther Wüst, hat nun der Reichsführer-SS Heinrich Himmler einer neuen Satzung zugestimmt, die die Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ zu einer „Forschungs- und Lehrgemeinschaft“ erweitert. Gleichzeitig erklärte sich der Reichsführer-SS, bisher Erster Kurator des „Ahnenerbes“, bereit, die gesamte Leitung der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ als Präsident zu übernehmen. Die wissenschaftliche Leitung der Gemeinschaft liegt wie bisher in den Händen des nunmehr zum Kurator ernannten SS-Obersturmbannführers o. Univ.-Prof. Dr. Walther Wüst. Reichsgeschäftsführer bleibt wie bisher SS-Sturmbannführer Wolfram Sievers. Aufgabe der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ ist es, *Raum, Geist, Tat und Erbe des nordrassigen Indogermanentums zu erforschen, die Forschungsergebnisse lebendig zu gestalten und dem Volke zu vermitteln.* Die Durchführung dieser Aufgabe hat unter Anwendung exakt-wissenschaftlicher Methoden zu erfolgen. Ihre Verwirklichung geschieht wie bisher durch die Arbeit der Forschungs- und Lehrstätten, die Erteilung von Forschungsaufträgen, die Herausgabe wissenschaftlicher und volkstümlicher Veröffentlichungen, die Förderung wissenschaftlicher Arbeiten und durch wissenschaftliche Tagungen.

Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ soll alle gleichgerichteten Bestrebungen fördern, auch auf dem Gebiete zwischenvölkischer Zusammenarbeit.

Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ ist gemeinnützig im Sinne der gesetzlichen Bestimmungen.

Für die Beratung des Präsidenten und Kurators bei wissenschaftlichen Sonderaufgaben wird ein Forschungsrat errichtet, dessen Mitglieder durch den Präsidenten berufen werden.

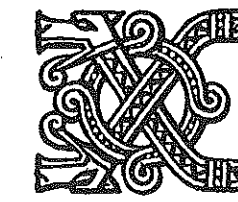
Die Mitglieder der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ wirken a) als tätige, b) als teilnehmende, c) als korrespondierende Mitglieder an den gemeinsamen Aufgaben. Die teilnehmenden Mitglieder haben alle Rechte, die nach der Satzung in Übereinstimmung mit den gesetzlichen Bestimmungen Vereinsmitgliedern zustehen. Sie sind berechtigt, an den Veranstaltungen aller Art teilzunehmen.

Die tätigen Mitglieder sind die wissenschaftlichen Mitarbeiter. Sie werden vom Kurator dem Präsidenten vorgeschlagen.

Der Stifterkreis besteht wie bisher aus Förderern des „Ahnenerbes“, die der „Ahnenerbe-Stiftung“ Mittel zur Förderung des „Ahnenerbes“ zur Verfügung stellen.

Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist.

Heinrich Himmler




Aus der Landschaft

Ein Kreuzstein in Kalbe/Saale

Beim Einbau einer Warmluftheizung in der Stephanskirche in Kalbe/Saale wurde Anfang September 1938 die abgebildete Steinplatte gefunden. Bei den Umbauarbeiten wurden an der südöstlichen Seite des frühgotischen Chores Ausschachtungen ausgeführt, die weitgehende Einblicke in die Grundmauern gestatteten. Die tieferen Schichtungen enthielten ein Gemenge von Menschenknochen und älteren Bauteilen. Hier ist offensichtlich bei späteren Umbauten eine Verschüttung der Bauteile vorgenommen, die man nicht mehr benötigte. Die Skeletteile waren meist Schenkelknochen und Schädel. Rippen und weichere Knochenteile fehlten ganz. Es ist also anzunehmen, daß dort ältere Gräber eingefüllt worden sind, um Platz für Neubestattungen zu finden.

Die freigelegten Grundmauern lassen in ihrer Form die Vermutung zu, daß es sich hier um noch romanische Bauteile handelt.

In diesem Wirrwarr wurde nun eine unbehauene Sandsteinplatte gefunden, deren eine Seite mit einer Vielzahl von Kreuzen bedeckt ist. Die Kreuze überschneiden sich und sind unregelmäßig in verschiedener Größe über der Platte verteilt. Sie sind eingekratzt oder geschabt, auf keinen Fall aber Steinmetzenarbeit.

Bisher ist jeder Versuch, ein System für ihre Anbringung zu finden, erfolglos abgebrochen worden. Allerdings werden solche Versuche erschwert durch die teilweise Zerstörung der Platte. Es sind Scheiben von der unbehauenen Platte abgeplatzt.

Die Art der Platte und ihr Fundort sprechen für ein beträchtliches Alter. Eine Deutung ihres Zweckes und des Sinnes der Kreuze ist wahrscheinlich nur in Verbindung mit ähnlichen Funden möglich. Der Unterzeichnete bittet deshalb, ihm vom Vorkommen ähnlicher Stücke möglichst unter Beifügung von Lichtbildern Mitteilung zu machen.

Die Ansicht, daß die Platte in Verbindung mit den Knochenteilen zu bringen sei, ist abzulehnen. Die Platte fand sich an den Grundmauern unter den Knochenteilen. Die Einschüttung von Knochen und Steinen, unter ihnen der Platte, wird wahrscheinlich bei dem spätgotischen Erweiterungsbau im 15. Jahrhundert erfolgt sein. Wenn die Platte damit etwas zu tun hätte, wäre sie sauber gearbeitet und die Kreuze eingehauen und nicht eingeschabt.

Carl Wanckel, Schönebeck/E.



Kreuzstein — Aufn.: Carl Wanckel, Schönebeck (Elbe)

Die Bücherwaage

Edwin Sacher, **Die aus Grassoden und Holz gebauten Höfe und Kirchen in Island.** Konrad Triltsch Verlag, Würzburg 1938. 28 Seiten und 21 Tafeln. 3,60 RM.

Die vorliegende Arbeit zeichnet sich trotz des spröden Stoffes, den Verf. ausgezeichnet beherrscht, durch eine flüssige und übersichtliche Darstellungsweise aus. Mit großer Sorgfalt werden die verschiedenartigen technischen Formen beim Bau des tragenden Gerüstes wie der Wände, die Ausgestaltung des Hauses und die Gesamtanlage der Gehöfte geschildert. Erhöhten Wert erhält die Arbeit durch die genaue Kenntnis der geschichtlichen Berichte, vor allem der Sagas, die häufig angeführt werden. Dadurch entsteht ein geschichtliches Bild, das den volkskundlichen Lagebericht vorbildlich und wirkungsvoll ergänzt und für die Germanenkunde von Bedeutung ist. Das Buch ist aber auch allen Lesern der Sammlung Thule warm zu empfehlen, die ohne Forschungsabsicht die Schönheit der altnordischen Erzählungen genießen wollen. Die vorliegende Arbeit läßt den Schauplatz der Handlung, soweit er sich in Häusern und Gehöften befindet, in einer Weise lebendig werden, wie es beim gewöhnlichen Lesen der Sagas, die meist nur kurze Hinweise geben, nie möglich ist.

G. Trathnigg.

Von deutscher Baukunst. Baustilkunde in geschichtlichem Aufriß von Walther von Fritschen. Verlag Julius Klinkhardt, Leipzig 1939.

Ein Überblick über deutsche Baukunst ist schon oft gegeben worden. Voraussetzung von Sachkenntnis und der Umfang des Stoffes halten jedoch die den Forschungen ferner stehenden Volksgenossen vielfach davon ab, nach jenen Werken zu greifen. Und doch sollte das ganze Volk an den Erkenntnissen Teil haben, die wir aus dem Studium der großen baulichen Zeugen unserer Vergangenheit gewinnen können. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat nun versucht, in einer kurz und lebendig gehaltenen Betrachtung eine deutsche Baustilkunde an Hand von wenigen, doch charakteristischen Beispielen zu geben. Dabei ist ein neuer Weg der Darstellung beschritten: die Bauwerke werden nicht in der üblichen Form aus der Entwicklung der verschiedenen Stilepochen erklärt, sondern sie werden in das Geschehen der Jahrhunderte hineingestellt und als lebendiger Ausdruck der deutschen Geschichte gezeigt. Die Hinweise auf die gleichzeitig mit der Entwicklung einer Bauform ablaufenden geschichtlichen Vorgänge lassen den Leser ein anschauliches Bild von den Kräften gewinnen, aus denen deutsche Baukunst gestaltet wurde. Dem Aufbau der Darstellung sind viele der neueren Erkenntnisse aus Vorgeschichte und Volkskunde zugrunde gelegt. Dem Bauernhaus und dem Burgenbau sind besondere Abschnitte gewidmet. Wenn vorgeschichtliche Bauweisen auch nur kurz gestreift sind, so ist doch versucht, das Bauen des Mittelalters aus den Anfängen der Vorzeit zu deuten; nur bei der Entwicklung des Wehrbaues vermißt man die Beziehungen zum vorgeschichtlichen Burgenbau. Sehr treffend sind die Betrachtungen über den Holzbau, in dem oft mehr von deutscher Art lebt als in manchem prunkvollen Steinbau.

Die Beschäftigung mit Fragen des Bauens ist in unserer Zeit, da eine neue deutsche Baukunst entsteht, allgemein. Die vorliegende Schrift dürfte hierbei vielen — vor allem jungen Menschen — wertvolle Anregung geben.

M. V. Rudolph.

Albert Kiekebusch, **Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Einzelbildern.** Reclam-Verlag, Leipzig 1938. 4. Aufl. Geb. 1,10 RM., brosch. 0,70 RM.

Das Bändchen von Kiekebusch kann als Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte warm empfohlen werden. Ein großes Material ist hier in übersichtlicher Weise dargestellt und durch viele Abbildungen verdeutlicht.

Ernst Christmann, **Beiträge zur Flurnamenforschung im Gau Saarpfalz,** in der Reihe „Die Flurnamen Bayerns“ herausgegeben von Joseph Schnetz, IX. Reihe, Heft 1, 1938. Verlag Oldenburg.

Als Leiter des Pfälzischen Wörterbuchs ist Christmann der Berufenste zur wissenschaftlichen Untersuchung des dortigen Namensgutes. Gestützt auf gründliche Archivauszüge und eine genaue Kenntnis der sprachgeschichtlich wie dialektgeographisch gegebenen lautlichen und bedeutungskundlichen Möglichkeiten, gelingt es dem Verfasser, allenthalben über die Mutmaßungen früherer Forscher und Deuter hinweg zu gesicherten Ergebnissen und Schlüssen vorzudringen.

Vor allem angeregt durch die „Germania Romana“ von Frings, stellt Christmann die zu untersuchenden Namen in die großen kulturgeschichtlichen Zusammenhänge und Bewegungen hinein und findet so vor allem für die lateinischen Restworte im Flurnamenschatz, zum Beispiel „Kimmel“, „Kemel“ aus Caminus, „Machern“ aus Maceria, „Versink“ aus Pervinca, „Kaderich“, „Kettert“ aus Cataracta usw., die richtige Erklärung. Er weist weiterhin das spätere Übereinander von Sprachentwicklungswellen im Namensschatz an vielen Beispielen nach, „sprachgeologische Schichtungen“, die nicht nur für die Zeitbestimmung gewisser Sprachbewegungen, sondern auch für die Begriffsdefinition einzelner Flurnamen ausgewertet werden.

Besonders dankbar müssen wir aber Christmann für das Kapitel IV: „Kriemhildenstuhl“ ff. sein. Er hat eine Urkunde ausfindig gemacht, die ihm den Schlüssel zu einer germanenmythologischen, sprachlich voll berechtigten Auslegung dreier benachbarter Flurnamen als „Kriemhildenstuhl“ (im Volksmund zu „Krummholzerstuhl“ verändert), „Brünnhildenstuhl“ (Brünoldesstuhl) und „Drachenburg“ (Lintburg, jetzt Limburg) gaben. Der mythologische Komplex der Siegfried- und Nibelungensage war demnach schon um die Jahrtausendwende für das Volk zu einer Einheit zusammengeschmolzen. Es wäre wichtig, allenthalben auf dem Boden des germanischen Kulturbereichs nach ähnlichen Denkmalen der Vorzeit zu fahnden. Schweizer.

J. Frost, **Das norwegische Bauernerbrecht. Odals- und Aasätesrecht.** G. Fischer Verlag in Jena 1938. 104 S. 8°. Geh. RM. 6,—.

Das Wort Odal bezeichnet überall in den nordischen Ländern „den von den Vorfahren in Kultur und Nutzung genommenen und auf die Nachkommen vererbten Boden“. Der Verfasser untersucht dies alte Bauernerbrecht in seiner Herkunft aus vorgeschichtlicher Zeit, bis es bei der Niederschrift der alten Landrechte sichtbar und greifbar wird, um dann freilich unter dem Ansturm feindlicher Entwicklungen, von der Grundherrschaft bis zum Physiokratismus und bis zum modernen Kapitalismus, eingeengt und zum großen Teile seiner biologischen Wirksamkeit beraubt zu werden. Er schildert auch die Versuche, das alte Recht wiederherzustellen; Versuche, die beim Eindringen des Kapitalismus in die Abfindungsgesetze und auch in die Gesinnung noch nicht von vollem Erfolge gekrönt sind. Die Darstellung zeichnet eine wichtige Seite der Entwicklung in einem germanischen Lande und ist für Deutschland, das mit dem Erbhofgesetz dem Übel an die Wurzel gegangen ist, von besonderer Bedeutung. Der Verfasser wollte mit seinem Buche zeigen, „was wir Deutsche, ebenso wie unsere norwegischen Stammesbrüder, an hohen ethischen Werten in unserm germanischen Bodenrecht von unsern Vorfahren überkommen haben“. Diese Absicht ist ihm gelungen. Plaßmann.

Walter Elze, **Krieg und Politik von Deutschen in früher Zeit.** Junker & Dünnhaupt, Berlin 1938.

In drei kurzen Beispielen wird ein Ausschnitt und zugleich ein Überblick über die Frühzeit der deutschen Stämme gegeben. Das erste Beispiel zeichnet in großen Umrissen die Züge der Kimbern und Teutonen und ihren Doppelangriff auf Italien, eine vorwiegend strategische Betrachtung, die sich mit dem scheinbar planlosen Vorgehen und Zurückweichen der beiden Völkerschaften vor dem entscheidenden Angriff auseinandersetzt und es als ein bewußtes Mittel der Führung erklärt. Im zweiten Beispiel wird die Staatskunst des Armin betrachtet, seine politische Vorbereitung des entscheidenden Schlages und schließlich die Vernichtung des Varus durch den Sieg im Teutoburger Wald. Das letzte Beispiel behandelt Gründung und Untergang des Vandalenreiches im karthagischen Raum und besonders die Kriegs- und Staatskunst des Geiserich in der Auseinandersetzung mit Rom und Byzanz in Krieg und Frieden.

Bei der Betrachtung der frühen Geschichte der deutschen Stämme scheint eine Gemeinsamkeit des Geschickes wie auch des Handelns zu fehlen. In diesen drei Beispielen wird überzeugend nachgewiesen, daß sich sowohl im Planen wie der Kühnheit der Durchführung der große Zusammenhang erkennen läßt, dem die deutschen Stämme verbunden waren. Ihre Kriegs- und Staatskunst gehorchte einer eigenen Gesetzmäßigkeit und stand ebenbürtig neben der ihrer Gegner. Hellmuth Gruß.

Frederic Adama van Scheltema, **Die Geistige Wiederholung.** Der Weg des Einzelnen und seiner Ahnen. Mit 32 Kunstdrucktafeln. Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig 1937. In Leinen 5,80 RM.

Dieses geistreiche und schwierige, aber auch außerordentlich problematische Buch behandelt das Gesetz der körperlichen und geistigen Wiederholung. Das heißt, derselbe Vorgang, der über Jahrtausende erstreckt, sich in der Entwicklung der Menschheit zeigte, soll sich auch in der kurzen Zeit eines Menschenlebens in der Entwicklung des einzelnen nachweisen lassen.

Für die Durchführung dieser Behauptungen bringt der Verfasser seine bekannten reichen Kenntnisse aus Vor- und Frühgeschichte bei, stellt sich aber auch zugleich als ein Pädagog und Psychologe von Bedeutung vor.

E. Schaffran.

Zeitschriftenschau

Forschungen und Fortschritte, 15. Jahrgang, Nr. 1, 1939. Hermann Schneider, **Die germanische Altertumskunde zwischen 1933 und 1938.** Schneider gibt einen kurzen Überblick über einige Hauptwerke der germanischen Altertumskunde, die seit 1933 erschienen sind. „Das Jahr 1933 brachte eine Betrachtung der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte zum Siege, die dem germanischen Element im Deutschen eine bisher ungeahnte Bedeutung verschaffte: das Beste am Deutschen ist germanisch und muß in der germanischen Frühzeit in reinerer Gestalt zu finden sein. Unsere Altertumskunde sah sich vor der schönen Aufgabe, das wahre Wesen des Germanentums zu erforschen und wiederaufzubauen.“ Seine Übersicht zeigt, „daß viele und tüchtige Kräfte zur Zeit erfolgreich am Werke sind, durch vorurteilsfreie Erforschung des germanischen Altertums der Wissenschaft und ihrem Volke gleichmäßig zu dienen.“ — Fr. Rudolf Lehmann, **Weltuntergang und Welterneuerung im Glauben schriftloser Völker.** „Die Frage, ob auch die kulturärmeren (sog. primitiven) Völker die Vorstellung von einem Weltende oder von einer damit verbundenen Welterneuerung oder gar von einer Weltreinigung nach sittlichen Gesichtspunkten besitzen, drängt sich der Forschung angesichts der reichen Ausprägung solcher Vorstellungen in den Religionen höherer Kulturvölker auf.“ Daß sie bisher kaum beachtet wurde, das liegt daran, daß man solche Vorstellungen den primitiven Völkern von vornherein gar nicht zutraute. Genaue Prüfung zeigte, daß sie sich jedoch tatsächlich vorfinden, und zwar vor allem in Ozeanien und Amerika, weniger in Afrika. Zum Verständnis der Weltuntergangsvorstellungen ist die Kenntnis des Weltbildes des betreffenden Volkes notwendig; die Erforschung des räumlichen Weltbildes der primitiven Völker ist sehr vernachlässigt worden. Diese nun begonnene Untersuchung der Weltuntergangs- und Welterneuerungsvorstellungen bei den primitiven Völkern, die teilweise mit den Indogermanen, wie die Rassenkunde lehrt, in näherem Zusammenhang stehen, ist auch deshalb zu begrüßen, weil sie die entsprechenden Anschauungen der Germanen und Indogermanen überhaupt im neuen Lichte zeigt. Man wird künftig vorsichtiger sein müssen bei der Erwägung der Frage, ob fremde Einflüsse auf die germanischen Ragnarök-Mythen einwirkten. Was sich bei viel primitiveren Völkern nachweisen läßt, wird nicht mehr den Germanen von vornherein als Eigenbesitz abgesprochen werden können. — **Fornvännen,** 1938, Heft 4, Hugo Jungner: **Der Sparlösastein.** „Im Sommer 1937 wurden aus einer der Mauern der Kirche von Salem, Ksp. Sparlösa, im nordwestlichen Wästergotland zwei zusammengehörige Fragmente eines Runensteins mit riesengroßen Runen herausgelöst. Die schon bekannten Runensteinstücke hatten Runenzeichen eines altertümlichen Typs. Die A-Rune der Inschrift war nicht dem 24 Buchstaben umfassenden Futhark entnommen, gehörte aber auch nicht den ‚gewöhnlichen‘ Runen an. Sie wies auf späte Völkerwanderungszeit oder frühe Wikingerzeit hin. Mit der Deutung der dunklen Inschrift, wie sie damals vorlag, haben sich die hervorragendsten Runenforscher des Nordens, Sophus Bugge, Fredrik Läffler, Otto v. Friesen, beschäftigt. Die Herausnahme der Steinstücke aus der Kirchenmauer brachte eine Sensation mit sich. Es zeigte sich, daß, was man vor 1937 von der Inschrift des Sparlösasteins gekannt hatte, nur etwa ein Zehntel der ganzen Inschrift ausmachte. Als die Steinstücke zusammengefügt wurden, bildeten sie einen im Querschnitt quadratischen Steinblock von ungefähr Mannshöhe. Der Stein ist unten abgeschlagen, und durch Beschädigung und Verwitterung sind gewisse Teile der Inschrift verlorengegangen (zirka 270 Runen sind erhalten, davon mehrere beschädigt).“ — **Germanisch-Romanische Monatsschrift,** 26. Jahrgang, Heft 9/10, 1938. Otto Ackermann, **Germanische Gefolgschaft und** ecclesia militans **im Rolandslied des Pfaffen Konrad.** Erfreulicherweise mehren sich jetzt die Arbeiten, die dem Fortwirken der germanischen Werte im Mittelalter gewidmet sind. „Der Mensch des Frühmittelalters lebte noch völlig aus der altererbten germanischen Haltung. Germanische, nicht christliche Charakterwerte trugen das irdische Leben der kämpferischen Mannesschicht des deutschen Volkes. In diesen Menschen lebte eine Sagenwelt mit Helden, die Hal-

tungsideale sind. Man war christlich getauft, aber man lebte nach dem Vorbild Dietrichs von Bern." Vor allem ist die Überlieferung der germanischen Heldensage spürbar im bayerisch-österreichischen Raum, wo wir in der Sagenwelt als Lieblingsgestalt Dietrich von Bern finden. Im 12. Jahrhundert setzt der Kampf des Christentums gegen diese Gestalt und die germanischen Werte überhaupt ein. Aber selbst Dichtungen wie das Rolandslied des Pfaffen Konrad, das um 1170 in Regensburg entstand, sind trotz ihrer christlichen Tendenz zugleich Zeugnisse für das germanische Heldentum, das, obwohl es abgelehnt wird, auch hier mitunter treffend geschildert wird. Eingehend zeigt der Verfasser das Gegeneinander von germanischer und römisch-christlicher Haltung in dieser Dichtung auf. — **Odal,** 7. Jahrgang, Heft 12, 1938, Otto Huth, **Das Haus als Heiligtum.** Der Verfasser schildert das Fortleben verschiedener germanischer Sinnbilder im deutschen Bauernhause. Dargestellt wird vor allem die Bedeutung des Herdfeuers, die Giebelzeichen als Sinnbilder der göttlichen Zwillinge und die Rolle der Hausschlange. „Eine Geschichte des Hauses ist ein Stück Frömmigkeitsgeschichte. Eins dürfte aus unseren Betrachtungen sich ergeben: Die Entwicklung aus den einfachsten Anfängen, dem Einraumhaus der Steinzeit, und dem diesen noch nahestehenden Bauernhaus bis zu den städtischen Bauten ist gewiß in mancher Hinsicht ein Fortschritt, aber dieser Fortschritt wurde erkauft um den Preis inneren Lebens. Die Sinnbilder leben nur in dem Haus auf eigenem Boden, in dem die Ahnen gegenwärtig sind, und nur hier auch gedeiht die Rasse. So wird denn immer der Satz gelten: Das Bauerntum ist der Lebensquell des deutschen Volkes." — **Zeitschrift für Volkskunde,** Neue Folge, Band 9, Heft 3, 1938. Max Rumpf, **Das wohlgeordnete alte bäuerliche Leben.** Das Bauerntum in seinem ursprünglichen Zustand hat seine eigene Ordnung in sich, die ihm nicht von außen gebracht werden braucht. Diese bäuerliche Lebensordnung ist aufs tiefste verbunden mit der großen Ordnung der Natur. „Nach dem Wachstumsjahr, nach Ruhe, Aussaat, Keimen und Erntereife auf dem Acker aber richtet sich schließlich alles übrige Leben auch in Haus und Hof, in Familie und Wirtschaft. Und weil dem so ist, und weil die Natur, die himmlische sowohl wie die organische, von sich aus streng auf gute Ordnung hält, so teilt sich von hier aus ganz leise und unvermerkt Ordnung höchst wohltätig auch dem ganzen Arbeits- und Gemeinschaftsleben fest siedelnder alter Bauern und Dorfleute mit." — Bruno Schier, **Der Bienenstand in Mitteleuropa,** 2. Teil. Schier setzt seinen wichtigen Aufsatz fort, über dessen ersten Teil wir bereits berichtet haben. Die Biene ist in Nordosteuropa eines der ältesten „Haustiere" des Menschen. Die planmäßige Bienenzucht ist seit alter Zeit in den Wäldern des germanisch-slawischen Siedlungsgebietes beheimatet. An ihr sind außer indogermanischen auch finnisch-ugrische Stämme beteiligt. Sobald gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends die germanischen Stammesgesetze aufgezeichnet wurden, finden wir in ihnen ein Bienenrecht klar ausgeprägt, welches eine hochentwickelte Bienenzucht beweist. — **Zeitschrift für Mundartforschung** (Teutonista), Jahrgang 12, Heft 2. Gilbert Trathnigg, **Gesellennamen.** Mit den Bräuchen bei der Aufnahme in die Zunft, die letzten Endes eine sinnbildliche Wiedergeburt bedeuten, hängt es zusammen, daß die Gesellen als gleichsam neu geboren neue Namen bekamen, die zum Unterschied zu den Taufnamen „Schleifnamen" heißen. Diese Bezeichnung leitet sich her vom sog. Schleifen, „Stoßen vom Schemel", das zu den erwähnten Aufnahmebräuchen gehörte. Trathnigg gibt eine große Anzahl von Belegen für Schleifnamen, die er vor allem einem Zunftbuch der Wiener Neustädter Schmiede aus den Jahren 1612—1766 entnimmt. Ein großer Teil dieser Schleifnamen bezieht sich auf das Gewerbe, so zum Beispiel folgende Namen auf die Tätigkeit der Schmiede: Schlagnagel, Schwinghammer, Zwickdennagel.

O. Huth.

Du kannst dein Leben nicht verlängern noch verbreitern, du kannst es nur vertiefen.

Gorch Fock

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1939 März Heft 3

Das Handwerkszeug als Grabbeigabe in germanischer Vorzeit

Von Horst Ohlhaver

Wenn wir in die Sammlungen nordischer Museen schauen, fällt sogleich der Reichtum der Handwerksgeräte aus den Wikingergräbern auf. Während Waffen und Schmuck, Tonware und allgemeinstes Arbeitswerkzeug wie Beil und Meißel, bei den Frauen Spinnwirtel, sonst in gewissen Zeitabschnitten germanischer Vorzeit die einzigen Zeugen vergangenen Lebens sind, lassen sich besonders unter den norwegischen Altsachen nahezu alle Handwerksgeräte des ausgehenden Altertums nachweisen. Neben den Spinnwirtel stellt sich das Webeschwert, neben Beil und Meißel: Hammer, Zange, Bohrer, ja selbst Amboß, Essensteine, Schmelztiegel und seltenste Geräte wie Drahtzieheisen. Wir stehen so vor der Frage nach der Bedeutung und zeitlichen Tiefe dieser Sitte, den Toten Handwerkszeug mit ins Grab zu geben.

Bleiben wir vorerst beim Ausgang des nordischen Altertums. Bei einer Bearbeitung des germanischen Schmiedewerkzeuges ist es dem Verfasser gelungen, nahezu 300 wikingische Bestattungen mit Schmiedegeräten in Norwegen festzustellen, von denen allerdings über die Hälfte nur vereinzelte Stücke wie Hammer und Feile aufwiesen im Gegensatz zu vollständigen Werkstattausrüstungen. Sie sind in den großen Funden Ausdruck der verrichteten Eisenarbeit. In seiner Geschlossenheit stellt sich das Schmiedewerkzeug scharf neben andere Geräte zur Holz-, Leder- und Stoffbearbeitung, neben noch größere Mengen zur Acker- und Feldbestellung. An erster Stelle stehen in allen Gräbern aber die Waffen. Zurückblickend sagt Snorri einmal in späterer Zeit: damals herrschte der Glaube, daß, je höher der Rauch in die Luft stiege, um so mehr würde der Verbrannte auch im Himmel erhöht, und er würde dort um so reicher, je mehr fahrende Habe mit ihm verbrenne[1]. Und wie mit dem Gerät war es auch mit den Schätzen, „die Beute sollte nicht zum Erbe geschlagen werden und der Sohn sie nicht nach dem Vater übernehmen, sondern sie sollte neben den Toten in den Grabhügel gelegt werden" — „zu seiner Ehre"[2].

Es ist verständlich, daß im Norden mit dem ausgehenden germanischen Altertum und

[1] Thule 24, S. 35.
[2] Thule 10, S. 24, und 11, S. 242.